

ISSN 0259-7446

€ 4,40

medien

Kommunikation in Vergangenheit und Gegenwart

& zeit

**Kommunikations-
geschichte in
neuen EU-Ländern**

Ungarn

Slowakei

Tschechische Republik

**Herausforderungen an
die Wissenschaft**

3/2003

Jahrgang 18

Facultas und Kolisch im NIG

Fachbuchhandlung für Human-, Sozialwissenschaften

- alle Bücher
- alle Skripten
- Facultas Copycards
- Bürobedarf

Facultas und Kolisch im NIG

Neues Institutsgebäude der Universität Wien

Universitätsstraße 7, 1010 Wien, Tel. 406 32 21, www.facultas.at

Öffnungszeiten: Mo bis Fr 9–18 Uhr, Sa 9–12.30 Uhr

facultas. gut zu Wissen



medien & zeit

Inhalt

Neues Europa

- Eine Herausforderung der Kultur- und
Wissenschaftspolitik 4
Erhard Busek

Unter Disziplinen

- Historische Medien- und Kommunikations-
forschung in Ungarn 8
Balázs Sipos

Gegenwart und Perspektiven

- Forschungstätigkeit am Lehrstuhl für
Journalismus der Comenius-Universität
in Bratislava 23
Danuša Serafinová

Der Zustand der tschechischen Medienstudien

- Besonderheiten im Hinblick auf die
Mediengeschichte 26
Martin Sekera, Simona Kopecká

Prag:Wien. Zwei europäische Metropolen im Lauf der Jahrhunderte

- Die Österreichische Nationalbibliothek
präsentiert Spuren eines komplizierten
Verhältnisses 33
Gerald Schubert

- Rezensionen 35

Impressum

Medieninhaber:

Herausgeber und Verleger:

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung
(AHK)“, A-1180 Wien, Postfach 442
<http://muz.pub.univie.ac.at>
WAP: <http://muz.pub.univie.ac.at/wap/>

© Die Rechte für die Beiträge in diesem Heft liegen beim
„Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)“

Vorstand des AHK:

Univ.-Doz. Dr. Wolfgang Duchkowitsch (Obmann),
Ass. Prof. Dr. Fritz Hausjell (Obmann-Stv.),
Mag. Fritz Randl (Geschäftsführer),
Mag. Bernd Semrad (Geschäftsführer-Stv.),
Mag. Claudia Spitznagel (Schriftführerin),
Christian Schwarzenegger (Schriftführer-Stv.)
Mag. Wolfgang Monschein (Kassier),
Marion Linger (Kassier-Stv.)

Redaktion:

Wolfgang Duchkowitsch, Fritz Hausjell,
Bernd Semrad

Lektorat:

Bernd Semrad

Korrespondenten:

Prof. Dr. Hans Bohrmann (Dortmund),
Univ.-Prof. Dr. Hermann Haarmann (Berlin),
Univ.-Prof. Dr. Ed Mc Luskie (Boise, Idaho),
Univ.-Prof. Dr. Arnulf Kutsch (Leipzig),
Dr. Edmund Schulz (Leipzig),
Dr. Markus Behmer (München)
Prof. Dr. Rudolf Stöber (Bamberg)

Druck:

Buch- und Offsetdruckerei Fischer,
1010 Wien, Dominikanerbastei 10

Erscheinungsweise:

Medien & Zeit erscheint vierteljährlich

Bezugsbedingungen:

Einzelheft (exkl. Versand): € 4,40
Doppelheft (exkl. Versand): € 8,80

Jahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): € 16,—
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): € 21,80

StudentInnenjahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): € 11,60
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): € 17,40

Bestellung an:

Medien & Zeit, A-1180 Wien, Postfach 442
oder über den gut sortierten Buch- und Zeitschriftenhandel

ISSN 0259-7446

Editorial

Für diese Ausgabe von *Medien & Zeit* haben wir Kolleginnen und Kollegen aus den neuen EU-Ländern Slowakei, Polen, Ungarn, Slowenien und der Tschechischen Republik eingeladen, Stand, Institutionalisierung und Zukunftsperspektiven der Medien- und Kommunikationsgeschichte in ihren Ländern zu skizzieren. Wir ersuchten sie, über ihre bisherigen Arbeiten, Pläne für weitere medien- und kommunikationshistorische Projekte, Kooperationspläne mit anderen Ländern sowie Erfahrungen (und gegebenenfalls Probleme) im Umgang mit Theorien und Methoden zu berichten. Das Heft soll dazu beitragen, einander näher zu kommen und – mittelfristig – gemeinsam länderübergreifende Forschungsprojekte zu initiieren.

Leider gelang es nicht, bereits für dieses Heft aus allen neuen EU-Ländern Beiträge zu bekommen. Wir sind aber überzeugt, in den nächsten Ausgaben die Länderberichte komplettieren zu können. Im vorliegenden Heft bieten Kolleginnen und Kollegen aus Ungarn, der Slowakei und der Tschechischen Republik einen facettenreichen Überblick über die Geschichte und Entwicklung, Theorie und Methodologie, Etablierung und Institutionalisierung sowie die Zukunftsperspektiven des in allen Fällen erst nach der „Wende“ in dieser Form entstandenen Faches.

Balázs Sipos führt detailliert aus, wo die Kommunikationsgeschichte in Ungarn institutionell zu verorten ist. Der ungarische Politik- und Kommunikationswissenschaftler setzt seinen Beitrag an den Wurzeln der „Presse- und Informationsgeschichte“ im 19. Jahrhundert an, um in der Folge über die Demokratisierung des Faches seit dem Ende des kommunistischen Regimes und die Anknüpfung der Forschungsbemühungen an frühere Traditionen zu berichten. Zudem liefert er einen Überblick über aktuelle medien- und kommunikationshistorische Projekte.

Danuša Serafinová bringt in ihrem Beitrag einen kurzen, prägnanten Abriss der Institutionalisierung sowie der aktuellen Forschungsvorhaben an der Comenius-Universität in Bratislava. Ihr Beitrag zeigt ebenso deutlich wie jener von Sipos, mit welcher Energie in der vergangenen Dekade am Aufbau eines neuen Wissenschaftsverständnisses gearbeitet wurde. Neben den notwendigen Paradigmenveränderungen in der Aufarbeitung der slowakischen Medien- und Kommunikationsgeschichte wurden konkrete Forschungsprojekte realisiert und internationale Kooperationen (u.a. mit Wien) gesucht.

Martin Sekera und Simona Kopecká beschäftigen sich mit dem Entwicklungsstand der Mediengeschichtsforschung in der Tschechischen Republik. In den wenigen seit der Etablierung des Faches vergangenen Jahren wurde eine Vielzahl an theoretischer und methodischer Literatur ins Tschechische übersetzt. Kolleginnen und Kollegen – insbesondere der Karls-Universität in Prag, an der die beiden Autoren arbeiten – knüpften u.a. an kommunikationshistorische Fragestellungen bezüglich der gemeinsamen Vergangenheit (etwa der Habsburgermonarchie) an. Sekera und Kopecká verweisen in ihrer Zwischenbilanz auch auf Probleme der Disziplin: etwa jene der methodologischen Isolation gegenüber den Geschichtswissenschaften und der gegenwärtig noch unzureichenden Institutionalisierung. Ihr Fazit ist optimistisch, zumal bereits einige Forschungsprojekte durchgeführt wurden und werden, die sich zum Beispiel mit der Komplettierung der presshistorischen Dokumentation der böhmischen Länder und mit Fragen der Instrumentalisierung des Journalismus in der Zeit des kommunistischen Regimes beschäftigen.

Erhard Busek eröffnet dieses Heft. Der ehemalige Vizekanzler der Republik Österreich und nunmehrige Vorsitzende des Instituts für den Donau-

raum und Mitteleuropa sowie Sonderkoordinator des Stabilitätspaktes für Südosteuropa und Koordinator der Southeast European Cooperative Initiative (SECI) geht auf die Herausforderungen für die Kultur- und Wissenschaftspolitik ein, die angesichts der nahenden EU-Erweiterung auf ForscherInnen warten, die jahrzehntelang durch den Eisernen Vorhang getrennt waren. Busek bietet einen Problemaufriss: Was bedeutet die Transformation Europas, die Erweiterung der EU und die Grenzüberwindung für die Wissenschaft? Er skizziert Chancen, die diese historische Entwicklung offeriert, ohne dabei mögliche Probleme zu übersehen. Abschließend weist Busek auf Desiderata einer europäischen, transdisziplinären Wissenschaftspolitik hin. Sich beispielsweise mit Fragen nach der Bedeutung von Migrationsbewegungen während der Zeit des kommunistischen Regimes auseinanderzusetzen, stellt für ihn eine wichtige Aufgabe zukünftiger kommunikationshistorischer Forschung dar.

Die Ausstellung „Prag/Wien“, die in der Österreichischen Nationalbibliothek Spuren eines komplizierten Verhältnisses zeigt, erfährt am Ende des Heftes durch den „Radio Prag“-Redakteur Gerald Schubert eine kompetente, notwendig kritische Rezeption.

Das nächste Heft betreut Carina Sulzer, eine Absolventin des Instituts für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien. Als mehrfach ausgewiesene Expertin für Musik in der gesellschaftlichen Kommunikation hat sie Kolleginnen und Kollegen aus dem Aus- und Inland eingeladen, sich einem in *Medien & Zeit* noch nie behandelten Thema zu stellen: Musik.

WOLFGANG DUCHKOWITSCH
FRITZ HAUSJELL
BERND SEMRAD

Neues Europa

Eine Herausforderung der Kultur- und Wissenschaftspolitik

Erhard Busek

Der faustische Drang, immer etwas Neues zu erfahren und Grenzen zu überschreiten, ist dem Menschen ureigen. Für Europa ist es auch der richtige Zeitpunkt dazu. Zweifellos ist es aber notwendig, die Aufgabe derer, die daran arbeiten, in einen größeren Rahmen hineinzustellen, wobei die Zeit des Umbruchs und der Veränderung, der Perspektive des neuen Europas, der Globalisierung und der permanenten Grenzüberschreitung in unserer Zeit eine ganz entscheidende Rolle spielen.

Forschung und Wissenschaft werden in vierfacher Weise verwertet und umgesetzt:

- die Ergebnisse von Forschung und Wissenschaft sind die Grundlage für weitere wissenschaftliche Bemühungen und damit die Grundlage für weitere Forschung und Wissenschaft, sie verbleiben im Regelkreis von Wissenschaft und Technologie.
- Die Ergebnisse von Forschung und Wissenschaft werden in wirtschaftlicher Hinsicht verwertet und umgesetzt; in diesem Sinne bilden sie die Grundlage oder den Ausgangspunkt für neue Produkte, neue Dienstleistungen und Finanzierungs- und Organisationsmaßnahmen.
- Sie sind die Grundlage für soziale Innovationen, vor allem in Gesetzgebung, Regierungstätigkeit, in Verwaltungsmaßnahmen auf allen staatlichen und autonomen Ebenen, auch der Industrie und einzelner Menschen.
- Forschung und Wirtschaft ist ein Teil der Kultur eines Landes; mit den Ergebnissen der Forschung hebt sich langfristig der Stand des Wissens einer Gesellschaft, des Verständnisses und des Weltbildes eines Landes, daraus entwickelt sich der kulturelle Ruf eines Landes, die Standards, sowie die Führungsrolle und Ausstrahlung in einem kulturellen Sinne – alles ohne Medien nicht möglich.

Darin besteht die besondere Bedeutung vor allem für das neue Europa – eine außerordentliche Situation an einem Kreuzungspunkt der Geschichte, in eine Gemeinsamkeit verschiedener

Sprachen eingebettet, wo die Entwicklung der Integration noch deutlicher wird.

Aus den Erfahrungen der Forschungsentwicklung in Europa möchte ich folgende Hinweise geben:

1. Forschung und Wissenschaft sind heute durch zwei Phänomene gekennzeichnet, nämlich durch die Dynamik der wissenschaftlichen Entwicklung und durch die rasche Umsetzung von Forschung in Technologie und wirtschaftliche Verwertung einerseits und andererseits durch die Europäisierung und Internationalisierung von Wissenschaft und Wirtschaft in grenzüberschreitenden, arbeitsteiligen Prozessen.
2. Der Umsatz des Wissens hat sich in vielen Disziplinen stark verkürzt, die Halbwertszeit des Wissens ist in einigen technologischen Bereichen auf zwei Jahre gesunken. Die Zeiten der Umsetzung von Forschung in Technologie und Anwendung wurden ebenfalls signifikant verkürzt und erfordern eine systematische Technologiepolitik, um gewonnene Forschungsergebnisse mit Zeitgewinn in marktgängige Produkte und Dienstleistungen zu verwandeln. In den letzten 20 Jahren des 20. Jahrhunderts ist mehr erfunden und damit mehr Neuland für den Menschen betreten worden als in der Zeit vorher. Wenngleich solche Messungen auch problematisch sind, bedeuten sie doch eine ungeheure Herausforderung.
3. Forschung, insbesondere wissenschaftliche Forschung, hat dabei einen Stellenwertwechsel vollzogen, immer öfter ist sie bereits die Basis für wirtschaftlich-technische, aber auch politische Entwicklungen und Produkte. Jedenfalls kann in einer Reihe von hochtechnologischen Disziplinen ohne ständige Rückkoppelung mit der wissenschaftlichen Forschung die wirtschaftliche Entwicklung nicht rasch genug weitergeführt und die Qualitätskontrolle

durchgeführt werden. In der Zusammenarbeit zwischen Wirtschaft und Wissenschaft ist festzustellen, dass Forschung sowohl Anregung für wirtschaftliche Entwicklungen, als auch wirtschaftliche Entwicklungen Impulse für wissenschaftliche Forschung darstellen; auch hier bedarf es der systematischen Kooperation um diese Schnittstellen zu pflegen und nutzbar zu machen.

Auf den freien Märkten der Wissenschaft und der Technologie werden durch bewusste Partnerwahl die Stärken verschiedener wissenschaftlicher und industrieller Gruppen zusammengeschlossen und genützt. Die großen Probleme unserer Gesellschaft, vor allem auf dem Gebiet der Umwelt, sind – soweit sie nicht von Technik selbst geschaffen wurden – nur durch weitere wissenschaftliche Anstrengungen und durch Forschung und Wissenschaft einer Lösung zuzuführen, vielleicht zu beheben oder zu vermeiden.

Mehr Forschung braucht aber auch zweifellos ein Problem, das heute in der Öffentlichkeit eine große Rolle spielt, nämlich die demographische Entwicklung und die Migration. Veränderungen beeinflussen unsere Landschaft, unsere kulturellen Beziehungen und die Fähigkeit der Europäer zusammenzuleben.

Was haben aber die Medien zu leisten?

Darauf hinzuweisen – was üblicherweise geschieht –,

- dass Forschung und Wissenschaft eine Investition in die Zukunft darstellt,
- dass ohne Forschung und Wissenschaft keine neuen Produkte und Dienstleistungen entstehen,
- dass viele Produkte zur Pflege, Kontrolle und Sicherung noch weitere Forschung benötigen,
- dass Länder, die Forschung und Wissenschaft zugunsten von anderen Investitionen und Konsum vernachlässigt haben, sehr bald wirtschaftlich und wissenschaftlich ausgetrocknet waren,
- dass vor allem auch die sozialwissenschaftliche Forschung für die wirtschaftliche Entwicklung unabdingbar ist,
- dass ein Europa im Wandel auch den wissenschaftlichen und forschungsmäßigen Nachvollzug seiner Entwicklung braucht, weil wir

anders die Probleme nicht erkennen, die wir zu lösen haben,

kurzum, darauf hinzuweisen und daran zu erinnern, heiße eine Banalität zu wiederholen. Die Argumente über die Bedeutung von Forschung und Wissenschaft stellen zugleich klar, dass eine Medienwelt an den Phänomenen moderner Forschung und Wissenschaften nicht vorbeigehen darf, soll der Bildungsstand und die Forscherfähigkeit nicht verarmen. Offensichtlich ist der Zusammenhang zwischen der Förderung von Kreativität und Forschergeist in den jungen Jah-

Wir leben in einem gemeinsamen Kontinent, doch die Kenntnisse voneinander halten sich in Grenzen.

ren mit den späteren notwendigen Forschungsleistungen im universitären und industriellen Bereich verknüpft. Es besteht Gefahr, dass die Rückwirkungen der For-

schung und Wissenschaft auf den Bildungsstand eines Volkes von den Schulen durch Unkenntnis unterstützt wird. Nach der Schulzeit sind es die Medien, die gerade hier zur „Schule der Nation“ werden. Eine Bevölkerung Europas, die sich in der europäischen Integration und, ganz allgemein, einem internationalen Wettbewerb zu stellen hat, benötigt den besten Bildungsstand. Diese Bevölkerung wird durch ein Verständnis für Forschung und Wissenschaft zu internationaler Kooperation, zu grenzüberschreitendem Verkehr und zu den kulturellen Aspekten verschiedener Länder und Generationen hingeführt.

Es geht daher meines Erachtens bei der Frage des Zusammenhanges zwischen Bildung und Forschung nicht nur um utilitaristische Zielsetzungen, sondern um kulturelle Fortschritte – auch medial vermittelt.

Wir reden viel von den europäischen Werten, doch die Auseinandersetzung darum ist sehr bescheiden. Wir leben in einem gemeinsamen Kontinent, doch die Kenntnisse voneinander halten sich in Grenzen. Man kann aber nur mit dem Nachbarn leben und ein gemeinsames Ziel anstreben, wenn man voneinander weiß. Das Europa von heute braucht „Centers of Excellence“, wo etwas Herausragendes geleistet wird, denn der Kontinent befindet sich im globalen Wettbewerb.

Die allgemeinen Überlegungen müssen konkret umgesetzt werden. Zunächst einmal darf festge-

halten werden, dass unsere Kenntnis über das für uns neue Europa (nicht im Sinn von Donald Rumsfeld) nach wie vor bescheiden ist. Es ist unglaublich, wie dünn das Wissen auf dem Sektor der Geographie, Geschichte, aber auch der aktuellen Situation ist. Die Wiederentdeckung dieser Bereiche sind Aufgabe der Forschung, ebenso wie die Auseinandersetzung mit dem, was im 20. Jahrhundert diese Veränderungen herbeigeführt hat, die wir heute zu bewältigen haben. Wir wissen über die wirtschaftlichen Mängelercheinungen Bescheid, aber eine Auseinandersetzung mit der Geschichte steht weitestgehend noch aus. Es ist mehr eine Beschreibung des Kalten Krieges oder aber seiner kritischen Ablehnung (z. B. NATO-Doppelrüstungsbeschluss, Wiedervereinigung etc.), die die wissenschaftlichen Themen beherrscht haben, wenn nicht überhaupt etwa die Zeitgeschichte 1945 aufhört. Die durch die politischen Entscheidungen nach 1945 verursachten Wanderungsbewegungen etwa (bis zu „ethnic cleansing“) sind ebenso wenig aufgearbeitet wie die kulturellen Verluste, die durch die simple Ost-West-Einteilung Europas geschehen sind. Es dürfen aber auch Auseinandersetzungen darüber geführt werden, in welcher Weise Künstler und Intellektuelle („Dissidenten“) die aktuelle Veränderung bewirkt haben, wie sie im Westen eigentlich nicht registriert wurde und welche Akzeptanzprobleme auch heute nach wie vor existieren. Längst ist es Zeit, auch auf die Perzeption im West-Ost-Verhältnis vor und nach 1989 einzugehen. Auch die Wanderungsbewegungen in dieser Zeit sind ein wesentlicher Teil der Kulturgeschichte. Es darf darauf hingewiesen werden, dass so manche sozialen Probleme teils durch sie entstanden sind, andererseits aber auch abgemildert werden, wenn man an die Überalterung vor allem in westeuropäischen Ländern denkt.

Ein weiteres sehr interessantes Kapitel für die Forschung ist die Mediensituation des realen Sozialismus, aber auch die Antwort der freien Demokratien darauf (Radio Liberty, Radio Free Europe etc.). Langsam wird die Zeit auch reif, die Investitionstätigkeit europäischer Medien-Unternehmen, aber auch von US-TV-Stationen zu beobachten, wie sie sich in Ostmittel-, Ost- und Südosteuropa niedergeschlagen hat. Dass dabei wahrlich nicht Ruhmesblätter sichtbar werden, ist eine der unangenehmen Nebenerscheinungen. In das gleiche Kapitel fallen auch Untersuchungen über die Frage, inwieweit „westliche Standards“ zu Leitvorstellungen geworden sind. Ein ganz beachtlicher Egoismus hat in den Transformati-

onsländern um sich gegriffen, weil man einfach rasch reich werden wollte. Dass damit manche Generationen auf der Strecke geblieben sind, wird übersehen. Die Leidensfähigkeit in diesen Ländern ist ganz beachtlich entwickelt. Über die notwendige Aufarbeitung der „Kriegsgeschichte“ als Folge etwa des Zerfalls von Tito-Jugoslawien braucht ebensowenig hingewiesen werden, wie auf die Neugestaltung der Landkarte, die in hohem Ausmaß nicht nur durch die Separation der Tschechen von den Slowaken, sondern vor allem durch den Zerfall der Sowjetunion geschehen ist. Nicht zuletzt wäre es interessant, welche „europäischen Werte“ sich wirklich durchsetzen konnten und ob es überhaupt eine Verbreitung bzw. Akzeptanz dieser Vorstellungen gegeben hat.

Natürlich ließe sich noch viel mehr dazu feststellen: wo bleibt die Aufarbeitung künstlerischer und kultureller Leistungen vor und nach 1989? Es ist allein schon die Statistik, was in bestimmten Zeiträumen an Literatur übersetzt wurde und in welche Sprachen, sehr informativ. Die Literatur in Jugoslawien selbst hat prophetisch über das Schicksal der Völker in diesem Raum Auskunft gegeben, ohne dass wir es registriert haben. Ebenso interessant wäre nicht nur linguistisch die sich entwickelnde Differenzierung (serbisch, kroatisch, bosniakisch) zu betrachten, sondern auch die kommunikative Seite dieser Probleme anzusprechen.

Ein weiterer Untersuchungsraum ist natürlich die Krisenintervention und -prävention, die sich seitens der Europäischen Union und der internationalen Staatengemeinschaft entwickelt hat. Zweifellos wurde auf Krisen reagiert, es gibt auch entsprechende neue Einheiten wie das „Office of the High Representative“ (OHR) in Bosnien-Herzegowina oder UNMIK in Kosovo. Gerade der Einfluss auf die Entwicklung der europäischen Institutionen ist evident wie etwa das Entstehen der Außen- und Sicherheitspolitik (GASP) oder aber auch der Einfluss auf die europäische Verfassung. Damit ist Forschung bis in den Bereich der europäischen Rechtspolitik notwendig, denn damit ist zweifellos Neuland betreten worden, wie eben auch in der Entwicklung von Standards betreffend europäischer Menschenrechte, der Kopenhagener Kriterien, des Schengenraums und der gemeinsamen Währung (EMU).

Wenn heute Europa daran arbeitet, dass wir uns über alte Grenzen hinweg die Hände reichen

können, haben wir als Voraussetzung die Notwendigkeit, die Sprache des anderen zu verstehen. Inwieweit das im wissenschaftlichen Bereich der Fall ist, wäre ebenso eine interessante Frage. Ist die Universität heute europäisch vernetzt oder ist sie nach wie vor national geprägt? Das alte biblische Bild von der babylonischen Sprachenverwirrung mag uns jene Mahnung sein, denn dem Turmbau von Babel gleicht unsere Welt allemal, insbesondere das künftige gemeinsame Europa.

Damit ist aber auch eine Aufgabe der Wissenschaft skizziert, nämlich dafür zu sorgen, dass, wie es beim Pfingsterlebnis heißt „ein jeder den anderen in seiner Sprache reden hört“. Das allerdings ist eine große Aufgabe für die Wissenschaft, wobei sich die Universität ruhig daran erinnern kann, dass sie einmal eine gemeinsame europäische Gründung war und dem Wort der Universalität benachbart ist. Grenzüberschreitung ist heute in vielen Dimensionen gefragt.

Erhard BUSEK (1941)

Dr., seit 1995 Vorsitzender des Instituts für den Donauraum und Mitteleuropa, seit 1996 Koordinator der Southeast European Cooperative Initiative und seit 2002 Sonderkoordinator des Stabilitätspaktes für Südosteuropa. Minister für Wissenschaft und Unterricht der Republik Österreich (1989-1995), Vizekanzler von 1991 bis 1995, 2000 bis 2001 Regierungsbeauftragter der österreichischen Bundesregierung für EU-Erweiterungsfragen. Publikationen u.a.: „Österreich und der Balkan – Vom Umgang mit dem Pulverfaß Europas“, Wien 1999; „Eine Reise ins Innere Europas – Protokoll eines Österreicher“, Klagenfurt 2001.

Unter Disziplinen

Historische Medien und Kommunikationsforschung in Ungarn

Balázs Sipos

Über die Lage der ungarischen Geschichte der Medien und der Kommunikation einen Artikel zu schreiben ist deswegen einigermaßen schwierig, weil sich die Medien- und Kommunikationsgeschichte als eine selbständige Forschungsrichtung in Ungarn noch in der Gestaltungsphase befindet. Natürlich bestehen bereits solche Wissenschaftszweige und „Nebenwissenschaften“, welche die historischen Erscheinungen der Medien und der Kommunikation erforschen. Solche sind unter anderem die Literaturgeschichte (Literaturwissenschaft), Sozial- und Kulturgeschichte (Geschichtswissenschaft), Politikgeschichte (als Geschichts- und Politikwissenschaft) sowie Pressegeschichte¹ und Informationsgeschichte.

Obwohl es logisch erscheinen würde, entsprechen die beiden letzteren nicht dem, was man unter Medien- und Kommunikationsgeschichte versteht – teils wegen ihrer Position in dem ungarischen wissenschaftlichen System, und teils aus methodologischen Gründen. Einerseits sind die Grenzen zwischen den aufgezählten pressehistorischen Forschungsrichtungen in Ungarn verwischt: Man nennt zum Beispiel jene literaturgeschichtlichen Forschungen Pressegeschichte, deren Gegenstände entweder die Beiträge von Schriftstellern und Dichtern zu Nachrichtenblättern oder die Geschichte literarischer Zeitschriften sind – obwohl in diesem Fall Pressegeschichte eigentlich die Hilfswissenschaft der Literaturgeschichte ist, da diese Forscher die Journalistentätigkeit als eine belletristische Tätigkeit auf-

fassen.² Dies ist unter anderem damit zu begründen, dass bis zu den 1880er Jahren in Ungarn Presse und Literatur – zum Beispiel weil die Modernisierung der Zensur und der Presse erst 1867 begann – eng zusammen gehörten. Einerseits hatten die literarischen Zeitschriften eine bevorzugte politische Rolle und vertraten gesellschaftliche Reformprogramme (d.h. sie erfüllten die Funktion verschiedener Periodika), andererseits arbeitete eine Schar von ungarischen Schriftstellern und Dichtern bei Redaktionen, und ihre Gedichte und Romane wurden in den Zeitungen veröffentlicht (vom Mitredakteur Sándor Petőfi über den Redakteur Mór Jókai, den Journalisten Endre Ady bis hin zu Sándor Márai).

Ähnlich werden auch solche Forschungen als Pressegeschichte bezeichnet, deren Gegenstand die Politik sowie die Geschichte der politischen Ideen ist. Aber auch in diesen Fällen ist nicht die Presse (Medien) der Gegenstand der Untersuchung, sondern etwas ganz Anderes (die Politik), und die Zeitungen sind nur als Quellengruppe betroffen.

Andererseits wird die Lage dadurch noch komplizierter: Da von der Kulturgeschichte über die Pressegeschichte bis zu den Bibliothekswissenschaften eine Unzahl von (Teil)Disziplinen Kommunikation untersuchen, muss die einheitliche Wissenschaft im Rahmen der Informationsgeschichte organisiert werden. Aber diese Konzeption hat (zumindest in Ungarn) einen schwachen Stand. Die dadurch eingeführten Begriffe tauchen nicht einmal in solchen Arbeiten auf, in

¹ Pressegeschichte bedeutet hier vor allem die Geschichte der gedruckten Zeitungen und Zeitschriften – aber nicht nur das, denn die Geschichte des Radios und Fernsehens, d.h. des elektronischen Programmensendens und der Sender in Ungarn wird größtenteils unter derselben Bezeichnung erörtert.

² Beispiele dafür sind Bände, die Zeitungsartikel von Schriftstellern enthalten. In diesem Fall bedeutet das Veröffentlichungsprinzip, dass bei einem hervorragenden Schriftsteller sogar eine Kurznachricht ein Werk von literarischem Wert sein kann. Dieses Prinzip kommt zur Geltung darin, dass je ein Band aus gewissen Schriften zweier ungarischer Schriftsteller von Anfang bzw. von der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zusammengestellt wurde. (Beide waren Mitarbeiter von Zeitungsredaktionen.) Im Falle von Géza Csáth wurden Texte über Musik

gesammelt. Mit Ausnahme von einigen Studien findet man im Band *A muzsika meskertje* („Der Märchengarten der Musik“) kurze Berichte über Konzerte, aber die Schrift, die im Buch publiziert wurde, ist keine pressehistorische Abhandlung (red.: Mihály Szajbely, Nachwort geschrieben von Orsolya Rákai, Budapest 2000).

Wegen ihres gemischten Charakters ist der Band *Az élet primadonnái* („Die Primadonnen des Lebens“) ein besseres Beispiel. In diesem Band veröffentlichte man Dezső Kosztolányis Novellen, eine Gedichtübersetzung, und seine für Zeitungen geschriebenen Feuilletons und Skizzen neu (red. von László Urbán, Vorwort geschrieben von Pál Réz, Budapest 1997). – Zu dieser Frage siehe noch: Balázs Sipos: *Irodalom és újságírás viszonya a 20. század első felében Magyarországon* („Das Verhältnis der Literatur und der Journalistik in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts“). In: *Mediakutató*, Nr. 9/2002 Winter, 65–77.

denen das wegen der Gegenstandswahl wohlbe-
gründet wäre, oder im Gegenteil: Wir finden Bei-
spiele für eine ziemlich freie Interpretation und
Verwendung des Begriffsbestandes vor. All das
hängt damit zusammen, dass diese Grenzziehung
der Informationsgeschichte vielleicht zu viel ver-
langt: Sie will die Verfahrensweisen der diskursi-
ven Politikwissenschaft, der Kommunikations-
wissenschaft, der Geschichtswissenschaft usw. in
ein einheitliches Ganzes organisieren – während
auch sie selbst mit methodologischen Problemen
kämpft.

Es gibt zwei Gründe dafür, dass in Ungarn nicht
einmal die Pressegeschichte aus ihrer hilfswissen-
schaftlichen Position ausbrechen konnte, und
dass die Informationsgeschichte (oder die Kom-
munikationsgeschichte) nicht eine solche For-
schungen umfassende (Inter)Disziplin geworden
ist. Einer der Gründe ist die Forschungstradition,
und der andere ist die Art der Institutionalisierung.

Literaturgeschichte, Pressege- schichte und Pressewissenschaft

Obwohl in Ungarn die ersten Werke über die
Geschichte der Presse – *A magyar irodalom története*
ésmerete („Die Geschichte der ungarischen Litera-
tur“) und *Az újságvevők és tudományos folyó irások*
eredetéről („Über den Ursprung der
Zeitungsbriefe und des wissen-
schaftlichen periodischen Schrei-
bens“) Anfang des 19. Jahrhun-
derts erschienen (1808 sowie 1824),
fangen die ernsteren Forschungen
erst ab den 1870er Jahren an. Die
ersten Studien, die damals publi-
ziert wurden, bearbeiteten je ein Thema der
Geschichte der ungarischen Presse im 18. Jahr-
hundert. Im Grunde genommen wurde zu dieser
Zeit die Frage entschieden, ob der Anfang der
ungarischen Presse 1587, dem Herstellungsda-
tum des ersten Zeitungsbriefes, oder 1705 war, als
der Fürst Transsylvaniens, Ferenc Rákóczi,
während der Freiheitskämpfe von 1703–1711 das
Hofblatt mit dem Titel *Mercurius Hungaricus* (ab
der zweiten Nummer *Mercurius Veridicus ex Hunga-*

ria) herausgab.¹ (Das erste regelmäßig erscheinende
Blatt war *Nova Pannonia* von 1721–1722.)

Aber die erste zusammenfassende Monographie
gab davon abweichende Zeitpunkte an. Das im
Jahre 1887 erschienene Buch (ein Werk von Sándor
Ferenczy für eine Bewerbung an der Ungari-
schen Akademie der Wissenschaften – MTA)
trug den Titel *A magyar hírlapirodalom története*
1780-tól 1867-ig („Die Geschichte der ungarischen
Zeitungsliteratur von 1780 bis 1867“). Ferenczy
konzentrierte sich auf ungarischsprachige
Periodika: Er erwähnte Flugblätter und
Nachrichtenblätter in lateinischer und deutscher
Sprache (zum Beispiel das schon genannte, 1587
veröffentlichte *Nachrichtenblatt* oder die zwischen
1764 und 1929 herausgegebene *Pressburger Zei-
tung*) nur als vorübergehende Blätter. Seiner Auf-
fassung nach wurde die ungarische Presse mit der
Erscheinung der ersten ungarischsprachigen Zei-
tung, der *Magyar Hirmondó*, geboren.

Obwohl die Verfasser (inklusive derjenigen, die
sich 2005 für den 300. „Geburtstag“ vorbereiten)²
auch in anderen Zusammenfassungen dieses
Anfangsdatum 1780 angaben, ist für uns aus dem
Nachlesen von Ferenczy's Arbeit eher die Mei-
nung wichtig, dass die Monographie der Veran-
lasser jener sozusagen falschen Tradition ist,
wonach man in der Presse literarische Werke
lesen soll. Dies ist eine falsche Vorstellung, aber
eines steht fest: Sándor Ferenczy war genauso ein

**Die ersten Studien, die da-
mals publiziert wurden, be-
arbeiteten je ein Thema der
Geschichte der ungarischen
Presse im 18. Jahrhundert.**

Literaturhistoriker
wie der Autor der
danach folgenden
Zusammenfassung,
Jenő Pintér.

In acht dicken Bän-
den stellt Pintér die
Geschichte der

ungarischen Literatur von ihren Anfängen bis zu
den 1930er Jahren vor, worin er 250 Seiten (in
Band 4-8) der Geschichte der ungarischen Presse
widmete – deshalb ist die literaturgeschichtliche
Sichtweise der zwischen 1931 und 1943 erschie-
nenen Teile nicht überraschend.

In den 1930er Jahren wurde die Verwandtschaft
der Presse und der Belletristik auch theoretisch
begründet. Diese Arbeit wurde von Tivadar Thie-
nemann in seinem Buch *Irodalomtörténeti alapszaga-*

lógia vermutlich auf ungarisch geschrieben
wurde.

Man muss bemerken, dass es für diese Diskrepanz
prosaische Gründe gibt: wahrscheinlich auch die
Anhänger von 1780 hoffen, dass das Jubiläum im Jahre
2005 für die Erweiterung der Forschungs- und
Publikationsmöglichkeiten genutzt werden kann.

¹ Zum Beispiel: Kálmán Thaly: *Az első hazai hírlap, 1705–1711* („Das erste ungarische Nachrichtenblatt 1705–1711“). *Értekezések a történettudomány köréből* („Geschichtswissenschaftliche Abhandlungen“) VIII. k. Budapest 1879.

² Diese Konzeption ist auch deswegen merkwürdig, weil die erste, bis heute nicht gefundene Nummer von *Mercurius*

mak („Literaturgeschichtliche Grundbegriffe“) durchgeführt, herausgegeben in Pécs 1931. Nach Thienemanns Auffassung ist das Buch „keine einzige Lebensform des literarischen Werkes“, sondern ihre „kleine Schwester“, die periodische Schrift (auch „Zeitpresse“ genannt) existiert auch. Er betrachtete Interviews, Leitartikel und Berichte ebenfalls als „literarische Formen“.

Da die literaturgeschichtliche Annäherung als dominant galt, sind es auch „wirkliche“, pressehistorische Werke geworden, wozu auch Dávid Angyals auf Archivforschungen beruhendes, 1926 erschienenes Buch gehört. Der als Teil der Reihe *Magyarország újabkori történetének forrásai* („Quellen der neuzeitlichen Geschichte Ungarns“) herausgegebene Band mit dem Titel *Falk Miksa és Kecskeméthy Aurél elkobzott levelezése* („Die konfiszierte Korrespondenz von Miksa Falk und Aurél Kecskeméthy“), enthielt neben den Quellen auch einen bedeutenden Aufsatz. István Hajnal, der ungarische Vorkämpfer der Informationsgeschichtsschreibung und deren ausgezeichnete Forscher⁵, schrieb über dieses Werk im Jahre 1927 wie folgt: „...das Werk von Dávid Angyal ist ... die erste ungarische pressegeschichtliche Monographie, in welcher das die Möglichkeiten weitgehend ausnutzende Sammeln von Angaben durch eine mit tiefen Lehren endende Bearbeitung in ein künstlerisches Ganzes zusammengefasst wird“. Um Hajnals Worte verstehen zu können, muss man noch wissen, dass die beiden Hauptfiguren, Falk und Kecskeméthy wenige Jahrzehnte nach 1848–1849 bedeutende Journalisten und Redakteure der ungarischen Presse waren, die auch für Wiener Zeitungen arbeiteten. Falk gehörte zu dem Gesellschaftskreis des Grafen István Széchenyi, er nahm auch an der Vorbereitung des österreich-ungarischen Ausgleichs von 1867 teil – das heißt gleichzeitig spielte er eine bedeutsame politische Rolle. Dies ist deswegen von Belang, weil diese Art von pressehistorischen Schriftwerken zugleich auch eine politikgeschichtliche Arbeit waren.

Die Verfasser der eher literaturgeschichtlichen sowie der eher politikgeschichtlichen pressehisto-

rischen Werke spielten auch eine große Rolle in der Institutionalisierung der Forschungen. Im Jahre 1884 gründeten sie die Zeitungsabteilung der Széchenyi Bibliothek des Ungarischen Nationalmuseums; sie redigierten und schrieben Artikel für das Periodikum der Bibliothek, die *Magyar Könyvszemle* (auch Karl d'Estér publizierte hier); ab 1927 redigierten sie die wissenschaftliche Zeitschrift *A Sajtó* und Ende der 1930er Jahre wurde die Pressewissenschaftliche Gesellschaft gegründet.⁶

Die dritte ungarische Tradition der Medien- und Kommunikationsforschungen vertreten diejenigen, die sich mit Informationsgeschichtsschreibung befassten.⁷ Sie beschäftigten sich weniger mit der Gründung und Betätigung der selbständigen Institutionen – und das ist einer der Gründe dafür, dass die Wiederentdeckung ihrer Tätigkeit erst in den 1980er und 1990er Jahren begann. Hier muss man auch erwähnen, dass die internationalen Ergebnisse der relativ neuen Forschungsrichtung der Informationsgeschichte, nur langsam nach Ungarn kamen. Und dann muss man auch die bedauerlichen politisch-wissenschaftspolitischen Wirkungen nach 1945 zur Sprache bringen, welche die Forschung der historischen Erscheinungen der Medien und der Kommunikation bestimmten. Die durch die Person von István Hajnal und anderen gekennzeichnete „experimentierende“ Richtung verschwand gänzlich, und was übrig geblieben ist, erhielt überdies politische Funktionen.

Nach 1945 wurden auch die Pressewissenschaftliche Gesellschaft, der Lehrstuhl für Soziologie der Budapester Universität und die damals ihre ersten ernsthaften Ergebnisse aufweisenden Meinungsforschungsinstitute aufgelöst. Die Pressegeschichte musste sich – in den 1950er Jahren – auf die Aufdeckung sozialistischer „Traditionen“ sowie der „bürgerlichen Unterdrückung“ (Zensur usw.) konzentrieren.

Ab Ende der 1960er Jahre konnte sich die Lage der Presse- und Kommunikationsforschungen langsam normalisieren und das Forschungszentrum für Massenkommunikation entstand, das

⁵ István Hajnals Tätigkeit übte eine Wirkung auf Harold Adams Innis sowie auf die Monographien von Marshall McLuhan, genauer gesagt auf *Empire and Communications* (Toronto 1950) und *The Bias of Communication* (Toronto 1951) bzw. *The Gutenberg Galaxy* (Toronto 1962) aus.

⁶ Über die ungarische Geschichte der Zeitungswissenschaft siehe: Balázs Sipos: *Sajtó és tudomány* („Presse und Wissenschaft“). *A sajtókatatás története intézményesülése Magyarországon a II. világháborúig* („Geschichte und

Institutionalisierung der Presseforschung in Ungarn bis zum 2. Weltkrieg“). In: *Múltunk*, Nr. 2/2000, 154–200.

⁷ Neben István Hajnal muss man hier auch József Balogh (der grundsätzlich eine literaturgeschichtliche Anschauung hatte) erwähnen, dessen Wirkung in Ungarn bis heute bedeutsam ist. Seine Werke sind auch auf deutsch erschienen, zum Beispiel 1926 in Leipzig mit dem Titel „*Voces Paganorum*“ – Beiträge zur Geschichte des lauten Lesens und Schreibens.

auch historische Forschungen (samt deren Veröffentlichungen) organisierte und unterstützte. Die ideologischen Erwartungen wurden in den Hintergrund gedrängt. Es ist jedoch wahr, dass die Zeitungsabteilung der Széchenyi Bibliothek – die älteste ungarische Institution der pressehistorischen Forschungen – vermutlich aus wissenschaftspolitischen Gründen in den 1970er Jahren aufgelöst wurde.

Die 1970er und 1980er Jahre brachten eine erhebliche Wende. Damals erschien zum Beispiel die erste zusammenfassende pressehistorische Bibliographie (und zu dieser Zeit erblickten thematische und Komitats-Bibliographien das Tageslicht). Die ersten beiden (in drei Teilen erschienenen) Bände der Monographie mit dem Titel *Magyar sajtó története* („Die Geschichte der ungarischen Presse“)⁸ und ähnlich wichtige Monographien wurden herausgegeben, wie zum Beispiel das Buch von Domokos Kosáry, dem Präsidenten der Ungarischen Akademie der Wissenschaften in den 1990er Jahren mit dem Titel *Művelődés a XV/III. századi Magyarországon* („Kultur im Ungarn des 18. Jahrhunderts“), welches auch die Zusammenhänge der Presse und der sonstigen Zweige der Kultur (Schulwesen, Kirche, Literatur usw.) im Detail erörterte. (Die Wirkung dieser Arbeit kann damit am besten beschrieben werden, dass das Buch in den vergangenen zwei Jahrzehnten mehrere Auflagen erlebte.) Immer mehr Forscher fingen an, sich mit den methodologischen Fragen der Presse- und Mediengeschichte zu befassen. Béla Dezsényi, Leiter der *Hírlaptár*, deckte Ende der 1960er Jahre die ungarische Geschichte der Pressewissenschaft auf, und der berühmte Pressehistoriker László Márkus, der sich mit Fragen der Methodologie in zahlreichen Studien beschäftigte, hat in den 1970er Jahren die pressehistorische Literatur überblicksmäßig erfasst und nach ihrer Methodologie gruppiert. Márkus leitete daraus sieben Sichtweisen ab: Er war der Meinung, dass die Presse 1. als Teil und Ergänzung der Politikge-

schichte, sowie 2. als Teil der Literaturgeschichte studiert werden kann; man kann 3. die technikgeschichtliche-instrumentalgeschichtliche und 4. die institutionengeschichtliche Annäherung anwenden; man kann 5. ihre Rolle in der Geschichte des politischen Denkens, 6. ihre Beziehung zu der Staatsmacht (vor allem die Frage der Zensur) untersuchen; und 7. auch die Soziologie der Pressegeschichte kann aufgedeckt werden. Unter dem letzteren verstand er die Nebenthemen Leserkreis, die sozialpsychologische Wirkung der Zeitungen, die Methoden der Redaktion, die Nachrichtenübermittlung, Leseforschung und die „Sensation“.⁹ Die ersten zwei waren damals in Ungarn am beliebtesten, die letzte Annäherung war am wenigsten kultiviert.

Die Veränderungen, die sich in diesem Bereich in den Jahren nach der Veröffentlichung der Schrift von Márkus vollzogen, hängen meist mit der ungarischen Ausgabe des Buches von Jürgen Habermas mit dem Titel *Strukturwandel der Öffentlichkeit* vom Jahre 1971 zusammen, das zahlreiche weitere Forschungen inspirierte. (Da seine Wirkung auch heute zu spüren ist, werde ich darauf in Verbindung mit dem letzten Jahrzehnt eingehen).

Forschungen in den 1990er Jahren

Es ist nicht einfach, ein genaues Bild über die derzeitige Lage der presse-/medien- und informations-/kommunikationsgeschichtlichen Forschungen zu bekommen. Einen wichtigen Überblick gibt eine Fachliteraturliste in der oben erwähnten jährlich erscheinenden *Magyar Könyvszemle*. Fasst man deren Angaben zusammen, kann man daraus zwei Folgerungen ziehen (siehe Tabelle auf Seite 12):¹⁰ Erstens dass unser Thema betreffend eine große Zahl von Schriften veröffentlicht werden (3252 in elf Jahren – darauf komme ich später zurück), und zweitens, dass die

⁸ Der erste Band über die Zeit zwischen 1705 und 1848 (redigiert vom Literaturhistoriker György Kökay) wurde 1979, der zweite über die Zeit zwischen 1848 und 1867 (redigiert von Domokos Kosáry) und der letzte Band II/2 über die Zeit zwischen 1867 und 1892 (redigiert vom Literaturhistoriker Béla Németh G.) 1985 in Budapest bei Akadémiai Kiadó herausgegeben.

⁹ László Márkus: *A legújabbkori magyar sajtótörténetírás módszertanáról, különös tekintettel az 1919–1944 közötti magyar sajtó történetére* („Über die Methodologie der ungarischen Pressegeschichtsschreibung in der neuesten Zeit“). In: *Századok*, Nr. 5/1979, 884–888.

¹⁰ Die Tabelle wurde nach der in *Magyar Könyvszemle*

zwischen 1991 und 2001 jährlich publizierten Zusammenstellungen mit dem Titel *A magyar nyomda-, könyv-, sajtó- és könyvtártörténeti szakirodalom* („Fachliteratur der ungarischen Druck-, Buch-, Presse- und Bibliotheksgeschichte“), angefertigt (ich habe das ursprüngliche Kategoriensystem ein bisschen modifiziert). Diese sind Werke von János Heltai, Judit V. Ficsedy, Ilona Pavercsik, Zoltán Czövek und Péter Perger. In: *Magyar Könyvszemle*, Nr. 4/1991, 413–422; Nr. 4/1992, 374–383; Nr. 4/1993, 468–475; Nr. 4/1994, 449–459; Nr. 4/1995, 453–462; Nr. 4/1996, 543–553; Nr. 4/1997, 465–478; Nr. 4/1998, 428–441; Nr. 4/1999, 464–474; Nr. 4/2000, 514–526; Nr. 4/2001, 514–526.

	1990	1991	1992	1993	1994	1995	1996	1997	1998	1999	2000	Insgesamt
Allgemeine Werke	0	10	1	3	2	1	14	8	5	7	4	55
Bibliographie, Repertorium, Katalog	16	20	20	14	12	16	29	21	19	23	21	211
Zensur, Regelung	3	4	1	6	5	3	7	2	3	5	7	46
Buchgeschichte	0	0	0	0	0	0	0	7	11	11	15	44
Geschichte des Druckens und der Druckereien	48	23	44	35	32	21	32	36	26	39	48	384
Bücherkunst, ex libris	5	3	8	7	15	26	45	35	17	19	27	207
Kartographie	4	6	8	13	9	16	2	17	11	0	12	98
Papier	2	0	3	4	1	6	0	3	2	8	3	32
Geschichte des Buchbindens	2	3	1	7	3	4	3	4	5	2	1	35
Geschichte des Verlegens	21	15	24	48	38	23	44	50	38	45	40	386
Buchhandel	2	5	2	1	6	3	6	4	0	4	5	38
Pressegeschichte generell	0	0	1	5	2	4	3	0	0	3	4	22
Pressegeschichte 15-17. Jahrhundert	1	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	1
Pressegeschichte 18-20. Jahrhundert	61	88	35	74	65	47	59	86	68	49	72	704
Bibliotheksgeschichte	76	56	31	51	31	28	52	45	35	50	59	514
Bibliophilie	9	14	14	23	22	25	21	18	16	8	10	180
Geschichte des Lesens	6	7	10	3	5	9	10	18	10	17	16	111
Bibliothekare, Redakteure usw.	12	9	7	12	10	13	24	22	25	25	25	184
Insgesamt	268	263	210	306	258	245	351	376	291	315	369	3252

grundlegenden Kriterien der Zusammenfassung nicht geklärt sind. Die Kategorien betrachtend könnte man denken, dass diese Listen einen größeren Teil der Kulturgeschichte umfassen (das ist eher wahrscheinlich), oder aber, dass viele historische, auf Kommunikationsforschung fokussierte Werke, auf der Liste vorkommen. Die immer länger werdende Bezeichnung dieser Zusammenfassung belegt beide dieser Vermutungen: Die erste 1977 veröffentlichte Liste hieß *A magyar könyvtörténelmi szakirodalom 1976-ban* („Die ungarische bibliotheksgeschichtliche Fachliteratur im Jahre 1976“); später änderte sich der Name auf ungarische buch- und pressegeschichtliche Fachliteratur, dann auf ungarische Druckerei-, Buch-, Presse- und Bibliotheksgeschichte. Aber die aufgezählten Titel bezeichneten und bezeichnen selbständige Forschungsrichtungen und Teilwissenschaften, und ihre Zusammenfassung hätte begründet werden müssen (bzw. muss begründet werden). Ihre gemeinsame Darstellung könnte damit erklärt werden, dass die Buch-,

Bibliothek-, Presse-, Druckereigeschichte usw. in die Kulturgeschichte eingegliedert werden kann, aber auch damit, dass die aufgezählten Teilwissenschaften eine Untermenge (sub-set) der Informationsgeschichte bilden, das heißt sie sind die „untergeordneten“ Bereiche einer umfassenderen Disziplin.¹¹

Bezüglich der Interpretation und der Begründung des Überblicks nehmen wir hier an, dass die hier angeführten Schriften die Geschichte der Speicherung und „der Verteilung ... des kulturellen Wissens (zusätzliche Information)“ erörtern.¹²

Zu der quantitativen Interpretation der Tabelle muss man aber auch hinzufügen, dass sich die relativ hohe Zahl der mit je einem Thema befasenden Publikationen daraus ergibt, dass kürzere Artikel und Monographien gemeinsam angeführt werden. Vielleicht ist es damit zu erklären, dass die beiden Historischen Bibliographien, herausgegeben von dem Geschichtswissenschaftlichen

¹¹ Siehe darüber noch: Alistair Black: *Information and Modernity: The History of information and the eclipse of library history*. In: *Library History*, Nr. 1/1998, 39-46.

¹² György Csepeli: *Az információ a modern társadalomban* („Information in der modernen Gesellschaft“). In: *Jel-Kép*, Nr. 2/1985, 5.

Institut der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, verschiedene Angaben bekannt geben. Diese Bibliographien erwähnen die Pressegeschichte unter den Grenzwissenschaften selbstständig.¹³ Laut *Magyar Könyvszemle* wurden im Jahre 1992 36 und 1993 79 presseschichtliche Werke in Ungarn veröffentlicht, während die Angaben der Historischen Bibliographien nur 14 bzw. 50 aufzählen.

In diesen Zusammenstellungen kann die Lage der presse-/medien- sowie informations- und kommunikationsgeschichtlichen Forschungen besser veranschaulicht werden, wenn einige wichtige Zeitschriften untersucht werden, die zu diesen beiden Themen gehörende Abhandlungen publizieren.

Die vierteljährlich erscheinende Zeitschrift *Jel-Kép*, die sich laut ihrem Untertitel mit Fragen der Kommunikation, der öffentlichen Meinung und der Medien beschäftigt, wurde 1994 wiederbelebt. Seitdem sind hier nur acht derartige Schriften von ungarischen Verfassern erschienen: Die Hälfte dieser Beiträge analysiert die europäische und amerikanische Geschichte sowie die derzeitige Lage des Radiohörens, eine untersucht gewisse Fragen der Philosophiegeschichte aus einer kommunikationsgeschichtlichen Perspektive, und eine andere Schrift schildert in der Frühneuzeit gebrauchte Topoi, deren Bedeutung zumeist mit dem Begriff der öffentlichen Meinung im 19. und 20. Jahrhundert Verwandtschaft aufweist. Die Mediengeschichte im strengsten Sinne genommen ist vielleicht nur durch die Schrift von Mónika Mátya in der Zeitschrift vertreten, die bezüglich einer, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erschienenen Zeitung, solche Themen untersucht wie zum Beispiel die Rolle der bürgerlichen Öffentlichkeit, der Nachrichten und der Unterhaltung.

1995 wurde in *Jel-Kép* auch eine von ausländischen Autoren geschriebene Studie veröffentlicht, die in Ungarn große Wirkung hatte. Es geht um Svennik Hoyers und Epp Lauks gemeinsamen Artikel mit dem Titel *Die professionelle Journalistik und die zivile Gesellschaft (Ein geschichtlicher Überblick)*, der die Fragen der Professionalisierung des Journalismus erörtert. Mir scheint, dass sich einige ungarische Wissenschaftler unter dem Einfluss von Hoyer und Lauk mit dem Thema Berufsfeldforschung zu beschäftigen angefangen haben.

Die andere Zeitschrift, die vom Gesichtspunkt unseres Themas aus von Belang erscheint, ist *Magyar Média*, die erstmals 2000 erschien. Wie der Untertitel zeigt, ist diese Fachzeitschrift die *Zeitschrift der jahrzehntelangen Pressewissenschaft*. Ein Drittel der mehr als 40 Beiträge von geschichtlichem Charakter sind eher als Rück Erinnerungen zu bezeichnen, und das zweite Drittel ist von pressegeschichtlichem-literaturgeschichtlichem Charakter. In einer erheblichen Anzahl der Schriften ist die Pressegeschichte in Wirklichkeit die Hilfswissenschaft der Politikgeschichte. Das bedeutet, dass in *Magyar Média* nur ganz wenige Studien veröffentlicht wurden, die sich zum Beispiel mit dem Informationsfluss, dem Journalistenberuf oder mit Forschungsmethodologie befassten. Dazu gehört auch die Abhandlung von Géza Buzinkay, der die Frage der Professionalisierung des Journalismus analysiert, sowie die in drei Teilen publizierte Schrift von Éva Lakatos, in der sie die Pressebibliographien untersucht, die als Grundbedingung/Ausgangspunkt der ungarischen presseschichtlichen Forschungen angesehen werden können.

Die dritte Werkstatt der mediengeschichtlichen Forschungen ist die „medientheoretische Zeitschrift“ *Médiakentató*, die auch seit 2000 erscheint. In den bis Ende 2002 herausgegebenen neun Heften finden sich acht geschichtliche Schriften (davon sechs von ungarischen Verfassern). Diese Autoren betrachten Medien als Gegenstände, die einer selbständigen Analyse würdig sind: Hier wurden auch Abhandlungen über den Verlauf der Professionalisierung, über die Propaganda sowie über Themen wie gender studies gleichermaßen veröffentlicht.

Außer diesen Periodika (und der *Magyar Könyvszemle*) werden in Ungarn viele solcher Zeitschriften herausgegeben, die gelegentlich presseschichtliche Beiträge publizieren. Angenommen, dass diese Abhandlungen von literatur- und politikgeschichtlichem Charakter sind, habe ich von den seit langem bestehenden Zeitschriften *Irodalomtörténet* und *Irodalomtörténeti Közlemények* beziehungsweise *Történelmi Szemle* sowie *Századok* die Ausgaben von vier Jahrgängen, 1998-2001, durchgesehen.¹⁴ In dem ersten habe ich vier, in dem zweiten insgesamt zwei selbständige diesbezügliche Werke gefunden; in *Történelmi Szemle* (ein Anzeiger

¹³ *Történelmi bibliográfia 1992* („Historische Bibliographie 1992“). Red. von János Pótó. Budapest 1994; *Történelmi bibliográfia 1993* („Historische Bibliographie 1993“). Red. von János Pótó, gesammelt von: Zsolt Horváth, János

Pótó. Budapest 1995.

¹⁴ Ich habe 2001 wegen der Schwierigkeiten im ungarischen Zeitschriftenverlagswesen und aufgrund der Restriktionen des Erscheinens zum Enddatum gewählt.

des Geschichtswissenschaftlichen Instituts von MTA, der jährlich zweimal in einem Doppelheft erscheint) habe ich vier, und in *Századok* acht solcher Beiträge aufgefunden. In den beiden letzteren Zeitschriften werden Studien veröffentlicht, welche die Erscheinung/Repräsentanz von vor allem aus einer politikhistorischen Perspektive relevanten Themen in der Presse und das ausländische Presseecho ungarischer Ereignisse analysieren. Diese Annäherung kann als eine traditionelle und auch heute aktuelle Richtung der ungarischen Pressegeschichtsschreibung betrachtet werden. (Die andere ist die literaturgeschichtliche Konzeption, die auf der Begriffsebene – wie schon erwähnt – auf den Werken von Tivadar Thienemann vom Jahre 1931 beruht.)

Theorien, Themen und Institutionen

Der Grund für die hilfswissenschaftliche Position und die marginale Lage der presse- und informationsgeschichtlichen Forschungen ist – neben den Forschungstraditionen in Ungarn – die Art der Institutionalisierung. Als erstes muss man die Aufstellung der Fächer und Lehrstühle für Kommunikation an verschiedenen Universitäten und Hochschulen erwähnen.

Vor dem Systemwechsel wurden Journalisten nur in der Schule des Landesverbandes der Ungarischen Journalisten (MUOSZ) ausgebildet.¹⁵ Aber in den seitdem vergangenen zwölf Jahren ist die Kommunikationsausbildung in 22 Hochschulbildungsinstitutionen begonnen worden.¹⁶ Ein

bedeutender Anteil dieser Institutionen bildet Grundschul- und Gymnasiallehrer aus, die solche Fächer laut Unterrichtsplan unterrichten. Wegen der hektischen Veränderung des ungarischen Bildungssystems ist es schwierig, die Position dieser Fächer und die Rolle eines Diploms in Kommunikation in ihrem Unterricht festzustellen. Auf

Grund der offiziellen Dokumente (der sogenannten Rahmenlehrpläne) des Unterrichtswesens scheint es, dass die Lehrer kommunikationswissenschaftliche Kenntnisse in den Bereichen der Filmkunst und Medien, sowie Zeichnen und der visuellen Kultur zu unterrichten haben. (Theoretisch ist die Lage mit jenen Lehrprogrammen, die die Wichtigkeit der Entwicklung der Kommunikationsfähigkeiten unterstreichen, dieselbe.)¹⁷

Aber wie es sich aus den Vorschriften zeigt, werden medien- und kommunikationsgeschichtliche Kenntnisse im Wesentlichen nicht gebraucht.¹⁸ Bedauerlicherweise stimmt damit auch die Tatsache überein, dass die Universitäts- und Hochschullehrer über keine angemessene Erfahrung (und Qualifikation) in Forschung verfügen. Das ist jedoch leicht zu erklären: man hätte für 22 Institutionen Forscher/Lehrer für Presse- und Mediengeschichte, sowie Informations- und Kommunikationsgeschichte so rasch wie möglich finden müssen. Die Journalistenausbildung ist teils durch dieses Problem bestimmt und teils auch dadurch, dass die Aufstellung solcher Fachrichtungen in vielen Orten nicht nach westeuropäischen Standards erfolgte. Das Verhältnis der theoretischen Fächer erreicht in vielen Stellen nicht 2:3, und darunter kann der Anteil der Medien-, Presse- und Kommunikationsgeschichte eher außer Acht gelassen werden. Deshalb sind die Lehrer, die die Geschichte der Medien usw. unterrichten, eher Experten anderer Fachgebiete

Vor dem Systemwechsel wurden Journalisten nur in der Schule des Landesverbandes der Ungarischen Journalisten (MUOSZ) ausgebildet.

¹⁵ Nach 1945 organisierte man Journalistenausbildung an Universitäten in Ungarn, aber da es in den 1950er Jahren eher die Ausbildung von Propagandisten bedeutete, wurde die Ausbildung im Jahre 1957 von der Ungarischen Sozialistischen Partei eingestellt. Aber die Kursteilnehmer bei MUOSZ erhielten (und erhalten auch heute) kein Diplom.

¹⁶ László Zöldi: *Utánpótlás a nyilvánosságiparhoz* („Nachwuch zur Öffentlichkeitsindustrie“). www.teleschola.hu/?12&cikk=204. (19.5.2003.)

¹⁷ *Nemzeti Alaptanterv* („Der nationale Grundlehrplan“). Művelődési és Köznevelési Minisztérium 1995, 205-206; *Az alapfokú nevelés-oktatás kerettanterve* („Der Rahmenlehrplan des Grundunterrichts“). Oktatási Minisztérium 2000, 299-315, 372-378; *A középfokú nevelés-oktatás*

kerettanterve I. (Gimnázium) („Rahmenlehrpläne des Mittelschulunterrichts I. (Gymnasium)“) Oktatási Minisztérium 2000, 211-222, 258-266; Gertrúd Balogh/Mária Szerepiné Persa: *A kommunikáció tanítása és annak tapasztalatai a Nyelvtan – kommunikáció, irodalom tanterveknél programban* („Der Unterricht der Kommunikation und dessen Erfahrungen im Programm Grammatik – Kommunikation, Literatur für Teenagers“). In: András Katona et al (Red.): *A tanári mesterség gyakorlata* („Die Praxis des Lehrberufes“). Budapest 2003, 351-360.

¹⁸ Die Lage der Mediengeschichte in der Hochschulbildung wird von Péter Zsoltis Universallehrbuch *Médiatörténelem* („Mediendreieck“) gut gezeigt, in dem sich 22 Seiten mit Pressegeschichte und zwei Seiten mit der Geschichte der Technik befassen (Miskolc 1995).

oder (in kleiner Anzahl) freie Lehrer als Mitarbeiter eines Forschungsinstituts.¹⁹

Aus diesen Gründen konnte deren Unterricht zu keinen bedeutsamen medien- und kommunikationsgeschichtlichen Forschungen und Publikationen führen (die Besitzer eines Diploms in Kommunikation brauchen wenige solche Kenntnisse und die Lehrer sind nur im seltenen Fall gleichzeitig auch Forscher). In den vergangenen zehn Jahren sind zwei selbständige Monographien über die Geschichte der ungarischen Presse erschienen, die auch als Lehrbücher gebraucht werden, aber solche Werke über die Geschichte der europäischen (oder sogar der ungarischen) Medien, geschrieben in den vergangenen zwei Jahrzehnten, sind nicht vorhanden. Das Werk *A magyar sajtó története* („Die Geschichte der ungarischen Presse“) von György Kókay, Géza Buzinkay und Gábor Murányi, herausgegeben von der Journalistenschule des MUOSZ, ist aus einer methodologischen Perspektive gesehen nicht ganz vollständig: der Teil bis 1849 ist von literaturgeschichtlichem Charakter, das Kapitel nach 1945 ist explizit ein „Schematischer Überblick“, und nur die dazwischen stehenden Kapitel behandeln solche Fragen wie zum Beispiel die Geschichte des Journalismus oder der Öffentlichkeit. Dies gilt auch für das Werk *Kis magyar sajtótörténet* („Kleine ungarische Pressegeschichte“, Budapest 1993), von Géza Buzinkay – dem Autor der pressehistorischen Kapitel – welches auch im Unterricht verwendet wird.

Die Institution und das Zentrum für Forschungen in Medien- und Kommunikationsgeschichte – außerhalb eines Lehrstuhls – könnte natürlich auch ein akademisches Forschungsinstitut sein, was aber in Ungarn heute noch nicht existiert. Ein Regierungserlass von 1991 hat nämlich den Nachfolger des Forschungszentrums für Massenkommunikation (das Ungarische Meinungsforschungsinstitut), das durch die kleine Forschungsgruppe für Kommunikationstheorie der Ungarischen Akademie der Wissenschaften und der Lóránd Eötvös Universität ersetzt wurde, auf-

gelöst, während die Bücherreihe des aufgelösten Instituts in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre von einem Budapester Verlagshaus wiederbelebt wurde (*Membrán Könyvek*). Die Fortsetzung und Organisation der kommunikationsgeschichtlichen Forschungen sind keine vorrangige Aufgabe dieser Forschungsgruppe (die auch ihre eigene Bücherreihe hat) und der Verlagswerkstatt. Das sieht man sofort, wenn man in diesen Bänden blättert, in denen manchmal deskriptive Kapitel und Studien, die den historischen Hintergrund eines aktuellen Problems beschreiben sowie Zusammenfassungen anderer Werke gleichzeitig zu finden sind.

Hier müssen wir einen kleinen Abstecher machen. In den 1990er Jahren spielten sich in Ungarn mehrere so genannte Medienkriege um – ganz vereinfacht – den Besitz des öffentlich-rechtlichen Fernsehens und Rundfunks ab. Natürlich wurden diese Ereignisse in mehreren Monographien und Studienbänden bearbeitet und diesbezüglich kamen viele Werke zu Stande. Darunter sind zwei Bücher von Péter Bajomi-Lázár herauszuheben: Das erste schildert die Entwicklung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks in Westeuropa seit den 1920er Jahren, und das zweite beschreibt die Medienkriege in Ungarn.²⁰ In diesem letzteren erörtert der Verfasser die Medienkriege als „Vorgeschichte“ für die Medienverhältnisse des Einparteiensystems, im Grunde genommen nach den Erwartungen der journalism studies. Der Vorzug dieses Werkes ist, dass es seinen Gegenstand nicht ausschließlich aus der Perspektive der Medienpolitik (der administrativen Maßnahmen der jeweiligen Regierung bezüglich der Medien) untersucht, sondern auch auf die Konsequenzen hinsichtlich des Journalismus dieser externen, bürokratischen Interventionstechniken eingeht. Es gibt aber ein Problem, das aus der Annäherung der Medienpolitik erwächst und für fast alle Werke, die sich mit der Geschichte der Medien vor 1989 befassen, charakteristisch ist. Péter Bajomi-Lázár übernimmt und ge-

¹⁹ Als Gegenbeispiel kann man staats eigene Universitäten erwähnen, z. B. die Philosophische Fakultät der Budapester Lóránd Eötvös Universität, wo die Fächerrichtung Kommunikation innerhalb des Lehrstuhls für Ästhetik unterrichtet wird.

²⁰ Zwei Monographien von Péter Bajomi-Lázár sind in der Reihe *Membrán Könyvek* erschienen: *Közszolgálati rádiózás Nyugat-Európában* („Öffentlich-rechtlicher Rundfunk in Westeuropa“), Budapest 2000; *A magyarországi médiaküzbört* („Der ungarische Medienkrieg“), Budapest 2001. Erschienen in der Bücherreihe der Forschungsgruppe für Kommunikationstheorie: Tamás Terestyéni (Red.):

Közszolgálatosság a médiában („Die Öffentlich-Rechtlichkeit in den Medien“). *Abránd vagy realitás?* („Traum oder Realität?“), Budapest 1995. In diesem Band sind die folgenden zwei Abhandlungen zu lesen: Róbert Angelusz/Róbert Tardos: *Demokratikus kommunikáció és közszolgálatosság* („Demokratische Kommunikation und Öffentlich-Rechtlichkeit“). *Az állami médiától a „C-SPAN“* („Von den staatlichen Medien zu C-SPAN“), 9-14; Zoltán Jakab: *A közszolgálatosság értelmezése a 20-as évekétől napjainkig* („Eine Interpretation der Öffentlich-Rechtlichkeit von den 20er Jahren bis heute“), 53-62.

braucht nämlich einige Begriffe aus anderen Werken, die sich aus dem Bedarf an publizistischer Bündigkeit ergeben, und wegen dieses Bedarfs sind diese Begriffe vielleicht auch nicht immer genau. Hier geht es eigentlich darum, dass im Einparteiensystem gewisse Themen nur in Zeitschriften (oder vor allem dort) erörtert werden konnten. In der ungarischen Fachliteratur wird dies als „dritte Öffentlichkeit“ bezeichnet; das heißt, dass die dritte Öffentlichkeit geduldet, aber nicht unterstützt wurde. Das aber scheint in mehrerer Hinsicht keine richtige Annäherung zu sein. Einerseits wurden alle legalen Werke vom Staat unterstützt, andererseits geht es nicht darum, dass zum Beispiel die „geduldeten Zeitschriften“ nur von wenigen gelesen werden durften, da man diese auch in Bibliotheken lesen und in Läden kaufen konnte. Keiner war aus dieser „geduldeten“ oder „dritten“ Öffentlichkeit ausgeschlossen. Meiner Meinung nach besteht der Unterschied im Publikum: Nach Gabriel Almond können wir sagen, dass diese Themen zur Meinungselite gelangten, und dann sickerten sie langsam zum beobachtenden Publikum hin. Die Presseleitung des Einparteiensystems hat aber nicht erkannt, dass diese Meinungselite im Besitz ihrer so erworbenen Kenntnisse die Legitimation des staatssozialistischen Systems angreifen konnte.

Zur Interpretation dieser Frage und zur Beschreibung der „dritten Öffentlichkeit“ besteht ein in theoretischer Hinsicht ausgearbeitetes, durch empirische Forschungen unterstütztes Modell. Demnach hat sich bis zu den 1970er Jahren in Ungarn der Diskurs des „Modernen“ (in der Sprache der Soziologie) herausgebildet, der die Entfaltung der Öffentlichkeit in dem Sinne ermöglichte, dass das intellektuelle Argumentieren institutionalisiert werden konnte. Diese Sprache der Analyse und der Beurteilung führte dazu, dass „anstelle einer durch die Macht diktierte monolithischen Wirklichkeitserklärung die Ordnung der Diskurse bestehen konnte“. (Ein Schlüsselereignis dieser theoretischen Annähe-

rung ist die handlungstheoretische Auffassung der narrativen Identität und der Öffentlichkeit.)²¹

*

Eine weitere Institution (akademisches Institut bzw. Lehrstuhl, der Forschungen organisiert) ist die im Jahre 1884 gegründete und 1970 aufgelöste *Hirlaptár*, die in den letzten Jahren ihre Mutterinstitution, die Széchenyi Bibliothek (OSZK) ersetzen will. Aber Ungarns erste Bibliothek versieht sehr viele, mit Presse-, Buch- und Bibliotheksgeschichte zusammenhängende Aufgaben. Als erstes muss man die Katalogisierung und Re katalogisierung der Periodika erwähnen, da die genaue Erforschung und Beschreibung der Zeitungen und Zeitschriften eine Voraussetzung für Forschungen ist. Dementsprechend wird in OSZK auch eine Periodika-Datenbank zusammengestellt (diese wird die Angaben und die Änderungen aller Zeitungen und Zeitschriften beinhalten), es werden Pressebibliographien und Repertorien angefertigt, aber auch presse-, buch- und bibliotheksgeschichtliche Forschungen durchgeführt. Die Mitarbeiter der Bibliothek haben auch die Gründung einer nationalen pressehistorischen Gesellschaft sowie eine Ausstellung für das Jahr 2005 angeregt, die die 300 Jahre lange Geschichte der ungarischen Presse darstellen soll.²²

Was ungarische Pressebibliographien und Repertorien anbelangt: Am gründlichsten darunter ist das monumentale Werk von Éva Lakatos mit dem Titel *Magyar irodalmi folyóiratok* („Ungarische literarische Zeitschriften“), dessen 40 Bände zwischen 1972 und 2000 vom Petöfi Literaturmuseum herausgegeben worden. Seit dem Systemwechsel sind mehr als ein Dutzend Komitats-, Regional- und Spezialbibliographien erschienen, deren Vorbereitung – neben finanziellen und organisatorischen Problemen – dadurch erschwert wurde, dass manchmal das Material mehrerer Bibliotheken und Archive bearbeitet werden musste. Demzufolge sind auch lückenhafte Bände entstanden.²³

²¹ Siehe dazu den Band *Valóság '70* (Budapest 1992), der zwei Schriften enthält: Tibor Kuczsi: *Szociológia, ideológia, közbeszéd* („Soziologie, Ideologie, öffentliches Gespräch“); Attila Beeskéházy: *Szociológia és társadalmi diskurzus* („Soziologie und Gesellschaftsdiskurs“).

²² Anikó Kocsy: *Periodika-feldolgozás a Magyar Nemzeti Könyvtárban* („Bearbeitung der Periodika in der Ungarischen Nationalbibliothek“). OSZK Hefte, 13. Band, Budapest 1999; Anikó Kocsy: „*Hirlapörök*“ a sajtókezelés és sajtókezelés („Nachrichtenblattswache in Dienste der Presseforschung“). In: *OSZK Híradó*, Nr. 3-4/2000, 32-33.

²³ Wie zum Beispiel das Werk von Krisztina Voit: *A budapesti*

sajtó adattára 1873–1950 („Datenbank der ungarischen Presse 1873-1950“). Budapest 2000, in dem auch die Erscheinungsangaben der landesweiten Tageszeitungen (Datum, Namen der Redakteure) fehlen. Unter den mit OSZK in Verbindung stehenden Bibliographien ist zum Beispiel folgende hervorzuheben: Mária Rózsa: *Deutschesprachige Presse in Ungarn, 1850–1920. 1. Teil: Zeitschriften und Fachblätter*. München 2001. Die Bibliographien wurden von Éva Lakatos bearbeitet und veröffentlicht in der Zeitschrift *Magyar Média* (Nr. 3/2000, 88-96; Nr. 1/2001, 88-98; Nr. 2/2001, 98-102; Nr. 4/2001, 66-74).

Die Forschungen, die mit OSZK in Verbindung stehen, sind nicht von medien-, informations- oder kommunikationsgeschichtlichem Charakter, sondern eher presse- und kulturgeschichtliche Untersuchungen. Ein gutes Beispiel dafür ist der gemeinsame Band von Edit Magas und István Monok mit dem Titel *A könyvkultúra Magyarországon a kezdetektől 1800-ig* („Bücherkultur in Ungarn von ihren Anfängen bis 1800“. 2., verbesserte und erweiterte Ausgabe. Budapest 2003), da die Autoren die Geschichte der Buchkultur teils als die Geschichte des Informations sammelns, -speicherns und der Informationsbearbeitung auffassen.

Ähnlich dazu scheint das Werk von György Kóky, dem Leiter des Lehrstuhls für Kommunikation der Péter Pázmány Katholischen Universität zu sein, mit dem Titel *A könyvkereskedelem Magyarországon* („Der Buchhandel in Ungarn“), das als Teil der den Buchhandel der europäischen Länder darstellenden Reihe zuerst auf deutsch (Wiesbaden 1990) und dann überarbeitet auf ungarisch (Budapest 1997) erschienen ist.

Der Autor begründet sein Interesse für den Buchhandel damit, dass die Kommunikationsforschung immer beliebter wird. Infolgedessen „entstand auch in der Literaturgeschichtsschreibung ein erhöhtes Interesse – neben den Studien über Schriftsteller und deren Werke – an der Untersuchung der Empfänger, dass heißt der Leser“. In der Kommunikationskette zwischen Schriftsteller und Leser steht auch der Buchhandel inzwischen: „Unsere Kenntnisse darüber dienen auch zum näheren Kennenlernen des Leserkreises“. Dieses Werk ist jedoch kein „Überblick über die Buchkultur von einem neuen Gesichtspunkt aus“. Der Verfasser verblieb bei der Annäherung der traditionellen Presse- und Kulturgeschichte, und da er über das 20. Jahrhundert schrieb, unterscheidet er zwischen Hochkultur und den in den gelben Heften verbreiteten „geistigen Narkotikum“. Deshalb verschwinden die in diesem Jahrhundert äußerst beliebten, aber aus einer ästhetischen Perspektive nicht so bedeutsamen Romane.²⁴

*

Die Ergebnisse der in der Széchenyi Bibliothek durchgeführten Arbeiten und der obigen Forschungen können am besten in der Informationsgeschichtsschreibung angewandt werden. Dies ist vielleicht im heutigen Ungarn unter Forschungen solcher Art am vielversprechendsten und theoretisch am besten begründet (in dem Sinne, dass die Vertreter dieser Richtung ihre Verfahrenstheorien bewusst aufbauen).

Die Informationsgeschichte hat zahlreiche Werkstätten und Institutionen in Ungarn. Wie zum Beispiel das Informationszentrum für Gesellschafts- und Trendforschung der Budapester Universität für Technische und Wirtschaftswissenschaften: Hier befindet sich einerseits eine selbständige Werkstatt für Informationsgeschichte, andererseits ist das Zentrum, zusammen mit dem Lehrstuhl für Universalgeschichte der Neuzeit und der Neuesten Zeit der ELTE Philosophischen Fakultät einer der Organisatoren eines Werkstattkurses für Informationsgeschichte, wo seit

Die Ergebnisse der durchgeführten Arbeiten können am besten in der Informationsgeschichtsschreibung angewandt werden.

1992 graduale Kurse und Minikonferenzen für Studenten und Forscher organisiert werden.

Die theoretische Grundlage dieser informationsgeschichtlichen Forschungen ist, dass die Informationsübertragung, -speicherung und -vervielfältigung usw. zusammen die umfassendste (Forschungs)kategorie bilden. Dementsprechend ist die Kommunikation nur eine Sorte der Informationstätigkeiten, und deshalb muss anstelle des Begriffes „Kommunikationsgesellschaft“ der Begriff „Informationsgesellschaft“ gebraucht werden. Die Erklärung dafür ist, dass das wesentliche Moment der Gemeinschaftsgestaltung nicht die Kommunikation selbst, sondern die Duplikation oder Multiplikation des in Form der Kommunikation aufteilbaren, kognitiven Inhaltes ist, und dass (laut J. M. Lotman) die Kultur die Gesamtheit aller nicht erblichen Informationen und der Art und Weise der Informationsordnung und -bewahrung ist und die Kommunikation nur eine Art der Bewahrung und Übertragung ist. Das heißt, dass die Kommunikationsgeschichte und

²⁴ Zitate aus: György Kóky: *A könyvkereskedelem Magyarországon* („Der Buchhandel in Ungarn“). Budapest

1997, 8 und 133.

Kulturgeschichte (Bibliotheksgeschichte, Pressegeschichte usw. auch inbegriffen) Bestandteil der Informationsgeschichte ist.²⁵

Das andere Zentrum dieser Arbeit ist das Philosophiejnstitut von MTA: Im Rahmen der hier organisierten und unterstützten Forschungen und Forschungsprojekte wird untersucht, wie die Kommunikationstechniken (zum Beispiel stilles Lesen, Drucken) auf philosophisches Denken wirkten und die sich mit diesen Fragen befassenden Bereiche des philosophischen Denkens analysiert werden. Das Ziel der Arbeiten ist, ein neues philosophiegeschichtliches Paradigma auszuarbeiten, das auf einer informations- und kommunikationsgeschichtlichen Annäherung beruht.²⁶ Diese beiden Institutionen sind nicht nur wegen ihrer selbst organisierten Forschungen von Bedeutung,²⁷ sondern auch auf Grund der Übersetzung und Publikation der internationalen Fachliteratur, da in dieser Hinsicht in Ungarn ein erheblicher Rückstand bestand (und teilweise noch immer besteht): Die Veröffentlichung der Studien und Bücher von Walter J. Ong, Eric A. Havelock, Harold A. Innis und Marshall McLuhan in ungarischer Sprache in den vergangenen Jahren ist auch diesen beiden Werkstätten zu verdanken.

Als drittes muss man die Werkstatt der ELTE Philosophischen Fakultät (im Grunde genommen die lockere Gruppe unterstützt von und organisiert um Professorin Ágnes R. Várkonyi) erwähnen, deren Forscher die Informationsvor-

gänge der frühen Neuzeit (Ende des 16. Jahrhunderts, 17. Jahrhundert) untersuchten.²⁸ Die Mitglieder dieser Gruppe ließen von sich zuerst 1995 in der Sonderausgabe einer geschichtswissenschaftlichen Zeitschrift hören, und hier formulierten sie, dass das Ziel ihrer informationsgeschichtlichen Untersuchungen die Propaganda und die Erforschung der öffentlichen Meinung ist. Dazu muss man natürlich die Frage klären, ob man überhaupt bezüglich Ungarn der frühen Neuzeit von öffentlicher Meinung sprechen kann. Die Forscher allerdings antworteten auf diese Frage mit einem kategorischen Ja, aber wenn wir ihre Texte näher betrachten, dann wird ihre Unsicherheit sofort sichtbar.

Die Autoren der Studien (und später der Bände) leugnen, dass die öffentliche Meinung ein historischer Begriff sei, und behaupten, dass das Vorhandensein der gesellschaftlichen Öffentlichkeit und die Trennung von Staat und Gesellschaft keine Voraussetzungen für die Bildung der öffentlichen Meinung sind. Im zweiten Schritt stellt man eine Definition fest, welche die öffentliche Meinung nicht mit massenhaften Meinungsströmungen (also nicht mit der Öffentlichkeit) verknüpft, sondern (auf Margaret Mead Bezug nehmend) mit allerlei multiindividuellen Situationen. Im Wesentlichen versuchen sie also die „öffentliche Meinung“ relativ kleiner Informationsgemeinschaften zu rekonstruieren, während man der Informationsgemeinschaft und der Feststellung ihrer Größe und ihrer Dimensionen sehr wenig Aufmerksamkeit schenkt. Der Grund

²⁵ László Z. Karvalics: *Információ versus (?) kommunikáció* („Information vs. (?) Kommunikation“). In: *Jel-Kép*, Nr. 2, 1995, 83-96; László Z. Karvalics: *Az információ történelmi gondolkodási ágazatai, kiindulópontjai és kezdetei* („Zweige, Ausgangspunkte und Anfänge des informationsgeschichtlichen Denkens“). In: *Világforrás*, 1996/Herbst-Winter, 10-25; László Z. Karvalics: *Az információ történelem a színpadra lép* („Die Informationsgeschichte tritt auf die Bühne“). In: *Múltunk*, Nr. 3, 2000, 123-141. – Zu den Berührungspunkten der Pressegeschichte und der Informationsgeschichte siehe Balázs Sipos: *A tömegsajtó és a világvallás a 20. század első felében* („Die Massenpresse und das Weltdorf in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts“). In: *Mozgó Világ*, Nr. 7/2000, 92-143; Balázs Sipos: *A világ megismerése* („Die Welt kennen lernen“). In: *Jelkészülés időszaka* („Die Zeit der Vorbereitung“). In: György Földes/András Inotai (Red.): *A globalizáció kihívásai és Magyarország* („Herausforderungen der Globalisierung und Ungarn“). Budapest 2001, 353-373; Balázs Sipos: *A sajtó és a nemzetközi kapcsolatok a „bosszú buszadik század“ első felében* („Die Presse und die internationalen Beziehungen in der ersten Hälfte des langen zwanzigsten Jahrhunderts“). In: Pritz Pál (Red.): *Magyarország helye a 20. századi Európában* („Ungarns Stelle in Europa des 20. Jahrhunderts“). Budapest 2002, 79-91.

²⁶ Der Leiter dieser Arbeit ist der Philosoph Kristóf Nyíri, der sich seit 15 Jahren mit der Philosophie der

Kommunikationstechnologie beschäftigt und den Zusammenhang zwischen der Organisation der Ideen und der Menschen, beziehungsweise zwischen Kommunikationstechnologien untersucht. Siehe Judit Kugler: *A mobilizálás elméleti és gyakorlati kérdései* („Theoretische und praktische Fragen des Mobilierens“). *Beszélgetés Nyíri Kristóffal „A XXI. század kommunikációja – filozófia, pszichológia, művelődés“ című konferencia kapcsán* („Ein Gespräch mit Kristóf Nyíri anlässlich der Konferenz ‘Die Kommunikation des 21. Jahrhunderts – Philosophie, Psychologie, Kultur’“). In: *Világosság*, Nr. 1-2, 2003, 115.

²⁷ Das neueste Ergebnis dieser Arbeit ist: Tamás Demeter: *Az eszmék tipográfája* („Die Typographie der Ideen“). *A modern filozófia kezdetei kommunikációelméleti nézőpontból* („Anfänge der modernen Philosophie aus einer kommunikationstheoretischen Perspektive“). Budapest 2002. (Der Band ist in der oben erwähnten Reihe von MTA – ELTE, Forschungsgruppe für Kommunikationstheorie, erschienen.)

²⁸ Als Vorgeschichte bezieht man sich unter anderem auf Kálmán Bendas Buch von 1942: *A társadalmi német újságírás története* („Die deutsche Zeitungsliteratur der Türkenzeit“). *A XVI–XVII. századi német hírlapok magyar vonatkozásainak forráskritikájához* („Zu einer Quellenkritik ungarischer Belange in deutschen Zeitungen aus dem 15.-17. Jahrhundert“).

dafür ist, dass man keinen Unterschied zwischen Kommunikationsgemeinschaften und Informationsgemeinschaften sieht.²⁹

Ein weiteres Zeichen für die Unsicherheit im Begriffsgebrauch ist darin zu sehen, wie das Forschungsziel der öffentlichen Meinung der frühen Neuzeit festgelegt wird. Die Untersuchung der öffentlichen Meinung der frühen Neuzeit bedeutet entweder die Aufdeckung eines die öffentliche Meinung bestimmenden Normensystems, oder die Aufdeckung der Informationen, die die Grundlage der öffentlichen Meinung bedeuten oder die Feststellung dessen, wer eine Meinung bilden durfte. Es gibt aber auch Werke, die darzustellen vermochten, welche Informationen zur „öffentlichen Meinung“ wurden.³⁰

Viele Forscher versuchen den unbegrenzten Gebrauch des Begriffes der öffentlichen Meinung zu vermeiden. Die Lösung eines diesbezüglichen und äußerst eindrucksvollen Werkes ist die ständige Änderung des Gesichtspunktes der Untersuchung.³¹ Sein Autor, der Literaturhistoriker Sándor Bene, stellt fest, dass die moderne öffentliche Meinung eine Vorgeschichte aus dem 15.-17. Jahrhundert hat. Dies sind die Erscheinungen der öffentlichen Meinung, die man mit verschiedenen *Topoi* bezeichnete, deren Bedeutungsänderungen aufgedeckt werden müssen. (Nach Habermas besteht die Grundlage dafür darin, dass jedes Zeitalter nur mit seinem eigenen Begriffsbestand zufriedenstellend beschrieben werden kann.) Später gibt er aber eine Definition der Öffentlichkeit und der öffentlichen Meinung, auf Grund derer es scheint, dass die zu analysierenden *Topoi* zur Definition der öffentlichen Meinung dienen. Der dritte Gesichtspunkt seines Buches ist von ideengeschichtlicher Art: er untersucht in politisch-denkgeschichtlicher Hinsicht relevante Texte aus dem 15.-17. Jahrhun-

dert, er versucht die Diskurse der Verfasser dieser Texte, oder besser gesagt die Bedeutungsänderungen der zur Bezeichnung dieser Diskurse dienenden Ausdrücke, zu rekonstruieren.³²

Nóra G. Etényi, die zu der gleichen Schule gehört, wählte einen anderen Weg.³³ In ihrem Buch *A Hadszíntér és nyilvánosság. A magyarországi török háborúk a 17. századi német újságokban* („Kriegsschauplatz und Öffentlichkeit. Türkische Kriege in Ungarn in deutschen Zeitungen des 17. Jahrhunderts“; Budapest 2003) vermeidet sie, eine bestimmte Antwort darauf zu geben, warum man von einer öffentlichen Meinung des 17. Jahrhunderts sprechen kann: Sie verweist nur auf Habermas' verneinenden Standpunkt, beziehungsweise darauf, dass es „kein mit historischer Gültigkeit definierter Begriff ist“. Danach schreibt sie aber darüber, wie man die öffentliche Meinung im 17. Jahrhundert rekonstruieren kann: Aus den Druckschriften wissen wir, wer, wann und auf Grund welcher Informationen eine Meinung bilden durfte, und wir kennen auch den Wirkungsmechanismus des Zeitungsgenres, sowie das Normensystem der Empfänger. Das heißt, wir wissen, was die Leser aus dieser Zeit aufgrund bestimmter Einflüsse und Normen über welche Angelegenheiten denken mussten, und wir nehmen an, dass sie massenweise die gleiche Meinung hatten. In diesem Punkt verläßt die Grenzlinie zwischen der gut (besser) informierten politischen Elite (den Entscheidungsteilnehmern) und den mit Informationen weniger versorgten städtischen Gemeinschaften. Genauso gibt es nicht immer einen wesentlichen Unterschied zwischen den Bedeutungen der Begriffe: Der Unterschied zwischen dem Gerücht und der öffentlichen Meinung, der transnationalen Öffentlichkeit und der internationalen politischen Öffentlichkeit der Entscheidungsträger, sowie

²⁹ Als Grund dafür könnte man auch die Spannung zwischen der „Selbstdefinition“ der Forschung und ihrer realen Verfahren und Forschungsthemen erwähnen. Deswegen ist es vielleicht erfolgreicher, wenn sich Forscher eher auf eine informationsgeschichtliche Annäherung konzentrieren: Tivadar Petercsák/Mátyás Berecz (Red.): *Információáramlás a magyar és a török végvári rendszerben* („Informationsfluss in den ungarischen und türkischen Grenzsystemen“). Uger 1999.

³⁰ Charakteristisch für ungarische Historiker ist, dass sie den Ausdruck „öffentliche Meinung“ mit der Bedeutung „viele Leute“ oder „die Masse“ gebrauchen, und schreiben sogar über die Meinung der öffentlichen Meinung. Sie machen das, obwohl die Studie von Allport aus dem Jahre 1931 über den falschen Gebrauch des Begriffes (*Toward a Science of Public Opinion*) sogar auf ungarisch erschienen ist (*Jel-Kép*, Nr. 1, 1994).

³¹ Sándor Bene: *Theatrum politicum. Nyilvánosság, közvélemény és irodalom a korai újkorban* („Öffentlichkeit, öffentliche Meinung und Literatur in der frühen Neuzeit“). Debrecen 1999.

³² In einer später veröffentlichten Studie ist dieser Gesichtspunkt (diskursive Politikwissenschaft) mehr betont: *A történelmi kommunikációelmélet alkalmazása a magyar politikai eszmeéletben. A korai újkori modell* („Anwendung der historischen Kommunikationstheorie in der ungarischen politischen Ideengeschichte. Das Modell der frühen Neuzeit“). In: *Irodalomtörténeti Közlemények*, Nr. 3-4, 2001, 285-289.

³³ Obwohl sie in einer ihrer Schriften dem Standpunkt von Sándor Benes obiger Abhandlung folgt: Nóra G. Etényi: *Allamelmélet, politika és pamphlet a 17. századi Európában* („Staatstheorie, Politik und Pamphlete im Europa des 17. Jahrhunderts“). In: *Actas*, Nr. 1. 2002, 15-35.

der internationalen öffentlichen Meinung verblasst auch.

Im Allgemeinen kann man über die Werke derjenigen, die sich mit der frühen Neuzeit befassen, vielleicht sagen, dass – obwohl diese Autoren die theoretische Grundlage ihrer Annäherung nicht genügend klar gestellt hatten –, sie bedeutende Werke der ungarischen Kommunikations- und Informationsgeschichtsschreibung erzeugt haben. Das ist auch deswegen so, weil sie die Unsicherheit spürend die theoretischen Rahmen ihrer Forschungen fortlaufend neu bestimmen.

Solch eine methodologische Unsicherheit ist für die Anhänger von Jürgen Habermas nicht kennzeichnend.³⁴ Sie deckten die bürgerliche Öffentlichkeit der Periode nach dem österreich-ungarischen Ausgleich von 1867 auf, Gebrauch machend von Habermas' Begriffsbestand. Sie versuchten die Entwicklung der ungarischen Öffentlichkeit im 19. Jahrhundert so wahrzunehmen, dass sie die Kategorie der „ständischen Öffentlichkeit“ einführten (was aber nicht identisch mit repräsentativer Öffentlichkeit ist). Damit beschrieben sie die Lage in den 1840er Jahren: Zu dieser Zeit ist es gelungen, die Öffentlichkeit der Reichsständetage und der Komitatsversammlungen auszubauen, so dass auch die mehreren Tausend Leute, die in den entferntesten Teilen des Landes wohnten, Information über deren Tätigkeit erhielten – und damit wurden die Voraussetzungen für Kritik an dem Staatsleben und für die Meinungsäußerung geschaffen.³⁵

Diese Ergebnisse wurden in die heutige ungarische Geschichtsschreibung eingebaut und trugen damit dazu bei, dass verschiedene Forscher das Habermas'sche Begriffssystem mit verschiedenen historischen Materialien ausprobieren. Das neueste Ergebnis ist das Buch von Dorottya Lipták, das sich mit den in drei Städten der Donaumonarchie – Wien, Budapest und Prag – herausgegebenen populärwissenschaftlichen

und Familienzeitschriften und deren Wirkung beschäftigt.³⁶ Die Autorin führt die Gedanken Habermas' weiter, indem sie die Existenz einer Scheidewand zwischen der Hochkultur und der Trivialekultur leugnet (hier geht es um die Begriffe „ein über die Kultur nachsinnendes Publikum“ und „ein die Kultur verbrauchendes Publikum“) und indem sie die Kommunikationsformen des gesellschaftlichen-kulturellen Systems der Jahrhundertwende in den Mittelpunkt der Untersuchungen stellt. Diese letzteren werden vom Gesichtspunkt der Produktion, Verbreitung und Empfang (die Begriffe Dekodierung und Rezeption werden auch gebraucht) analysiert. Lipták hält es nicht für möglich, das Weltbild der Zeitungen und das Weltbild der Leser gleichzusetzen. Dementsprechend analysiert sie separat, was die Erzeuger über den „Geisteszustand“ der Empfänger dachten, und dann, wie und in welchem Maße das aus der Presse erwerbbar Wissen die Lebensweise und Mentalität der zu verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen gehörenden Leser beeinflussen kann. (Da dies ein problematischer Untersuchungsbereich ist, befasst sich nur mit über Jahrzehnte herausgegebenen Zeitungen).

Dorottya Lipták fasst die Presse als ein massenkulturelles Phänomen auf, und deswegen will sie „die Pressegeschichte als Teil der Kulturgeschichte und der Gesellschaftsgeschichte“ interpretieren. Meiner Meinung nach ist das aber bedauerlich, da – obwohl sie es im ersten Kapitel ihres Buches verspricht – sie sich von der Kommunikationsgeschichte entfernt.

Als nächste Richtung der ungarischen Forschungen muss man Untersuchungen und Werke erwähnen, die sich mit der Geschichte des Journalistenberufes befassen, darunter vor allem die Monographie von András Csillag mit dem Titel *Joseph Pulitzer és az amerikai sajtó* („Joseph Pulitzer und die amerikanische Presse“). Budapest 2000). Es ist nicht nur eine Biographie des aus Ungarn stammenden Journalisten und Herausgebers, sondern auch eine Darstellung der Geschichte

³⁴ *A társadalmi nyilvánosság szerkezetváltozása* („Strukturwandel der Öffentlichkeit“) von 1971 wurde 1993 wieder herausgegeben.

³⁵ Diese Arbeit wurde von András Gergely und János Veliky ab 1977 durchgeführt. Velikys Dissertation mit dem Titel *A modern politikai sajtó kialakulása Magyarországon, 1867-1890. A magyar politikai sajtó és közvélemény tipológiája* („Die Entfaltung der modernen politischen Presse in Ungarn, 1867-1890. Eine Typologie der ungarischen Presse und der öffentlichen Meinung“, Debrecen 1994) kann als eine Zusammenfassung der Ergebnisse

betrachtet werden.

³⁶ Dorottya Lipták: *Újságok és újságolvasók Ferenc József korában. Bécs – Budapest – Prága* („Zeitungen und ihre Leser zur Zeit des Kaisers Franz Josef. Wien – Budapest – Prag“). Budapest 2002. – Von den früheren Werken: Gábor Pajkossy: *Polgári átalakulás és nyilvánosság a magyar reformkorban. Előadások a Történettudományi Intézetben* („Bürgerlicher Wandel und Öffentlichkeit in dem ungarischen Reformzeitalter. Vorträge im Institut für Geschichtswissenschaften“), 14. Band, Budapest 1991.

des amerikanischen Journalismus Ende des 19. Jahrhunderts.³⁷

Forschungsprojekte

Die kleine, im Jahre 2000 gegründete Forschungsgruppe der Stiftung für Politikgeschichte und des Instituts für Politikgeschichte beschäftigt sich auch mit demselben Thema. Die Mitglieder dieser Organisationen untersuchen die Veränderungen des Journalismus im Ungarn des 20. Jahrhunderts, wobei sie teils eine gesellschaftsgeschichtliche, teils eine diskursive politikwissenschaftliche Annäherung anwenden.

Das heutige Zentrum der diskursiven Politikwissenschaft ist das Institut für Politische Wissenschaften der MTA; historische Forschungen werden hier jedoch ganz selten durchgeführt (mit Ausnahme der Erforschung der Ideengeschichte der Forschungsrichtung). Diese Forschungsstätte spielt eher in der Beschreibung der in Ungarn als neu geltenden kommunikationshistorischen Forschungsrichtungen eine Rolle: Neben den schon erwähnten versucht sie die Ergebnisse der historischen Semantik und konkret jene von Reinhardt Koselleck „populär zu machen“. Eine neue Werkstatt der ELTE Philosophischen Fakultät macht dasselbe. Man arbeitet hier an einem ungarischen Äquivalent des mit dem Namen Kosellecks ver-

bundenen Werkes mit dem Titel „Geschichtliche Grundbegriffe: Historisches Lexikon zur politischen-sozialen Sprache in Deutschland.“

In dem oben genannten Institut für Politikgeschichte ist seit 2002 eine Forschungsgruppe tätig, deren Mitglieder die Quellen der Geschichte des ungarischen Rundfunks zwischen 1945 und 1994 aufzudecken und einzusammeln versuchen.³⁸

Aber das vielleicht allerwichtigste Projekt steht 2003 immer noch in der Organisationsphase: Man hat vor, neue Bände der im Jahre 1890 abgebrochenen ungarischen Pressegeschichte zu schreiben und die dazu erforderlichen Forschungen durchzuführen. Der Beginn dieser Arbeit ist neben finanziellen Problemen auch durch Fragen der Anschauung und Methodologie erschwert; die traditionelle literatur-, politik- und kulturgeschichtliche Annäherung und die kommunikationshistorische Auffassung scheinen miteinander in Konflikt geraten zu sein.³⁹

Das heutige Zentrum der diskursiven Politikwissenschaft ist das Institut für Politische Wissenschaften der MTA.

Zusammenfassung

„In der Erzeugung von Diskursen haben die Disziplinen eine Kontrollaufgabe. Das ist ein kontinuierliches Spiel, in dem die ständige Aktualisierung der Regeln gleichzeitig auch ein Ausdruck

³⁷ Außer den obigen sind in Ungarn mehrere Bücher erschienen, die gewisse Aspekte der Geschichte der Presse, der Medien oder der Kommunikation erörtern. Diese passen gut in den bereits skizzierten theoretischen Rahmen. So sind zum Beispiel die Biographie des Vorsitzenden der Ungarischen Nachrichtenbüro AG und des Ungarischen Rundfunks zwischen den beiden Weltkriegen, des späteren Ministers Miklós Kozma – Mária Ormos: *Igy magyar médiavezér: Kozma Miklós* („Ein ungarischer Medienleiter: Miklós Kozma“). I-II. Budapest 2000 –, die Geschichte einiger literarischer Zeitschriften – z.B. György Gyuris: *A Tiszatáj felérszázada, 1947–1997* („50 Jahre Tiszatáj, 1947–1997“). Szeged 1997 – und einige Studienbände, etwa Gyula Batári: *Fejezetek a külföldi magyar sajtó történeléből* („Auszüge aus der ausländischen Geschichte der ungarischen Presse“). Budapest 1999; György Kókay: *Felvilágosodás, kereszténység, nemzeti kultúra* („Aufklärung, Christentum, nationale Kultur“). Budapest 2000.; Miklós Vásárhelyi: *A bilincsbe vert beszéd* („Die in Fesseln gelegte Rede“). Budapest 2002, erschienen. Zahlreiche Bände berühren die Geschichte der Presse, der Medien und der Kommunikation: Gábor Gyáni: *Hétköznap Budapest. Nagyvárosi élet a századfordulón* („Alltägliches Budapest. Das Leben in der Großstadt zur Zeit der Jahrhundertwende“). Budapest 1995; Károly Vörös: *Hétköznapok a polgári Magyarországon* („Alltage im bürgerlichen Ungarn“). Budapest 1997; Jolán Róka:

Kommunikációtan. Fejezetek a kommunikáció elméletéből és gyakorlatából („Kommunikationslehre. Auszüge aus der Theorie und Praxis der Kommunikation“). Budapest 2002. Die folgenden Studienbände untersuchen die Geschichte des Systemwechsels aus einer eigenen Perspektive: Vásárhelyi Mária, Halmai Gábor (Red.): *A nyilvánosság rendszerváltozása* („Systemwechsel der Öffentlichkeit“). Budapest 1998; Frika Sárközy (Red.): *Rendszerváltás és kommunikáció* („Systemwechsel und Kommunikation“). Budapest 1999.

³⁸ Die Geschichte des ungarischen Fernsehens und Rundfunks nach 1945 ist noch weitgehend unerforscht, obwohl in den 90er Jahren darüber einige – vor allem technikhistorische – Bücher erschienen; im Jahre 1999 wurde eine große Ausstellung mit dem Titel *Búcsú a „hangos“ XX. századtól* („Abschied vom ‚lauten‘ 20. Jahrhundert) im Budapester Historischen Museum organisiert. Im Katalog der Ausstellung hat einer der Organisatoren, der oft erwähnte Géza Buzinkay, eine kurze Studie geschrieben mit dem Titel *A tömegmédia születése Magyarországon: hangrögzítés, műsorforgás a XX. században* („Die Geburt der Massenmedien in Ungarn: Tonaufnahme, Programmsenden im 20. Jahrhundert“) (Budapest 1999, 15–25.).

³⁹ Anstelle der Bearbeitung ist an zwei Hochschulen die Zusammenstellung eines pressehistorischen und eines medienhistorischen Dokumentbandes in Gang.

für die Selbstgleichheit ist“ – zitierte das Gulbenkian Komitee Michel Foucault in seinem Bericht über die Lage der Sozialwissenschaften.⁴⁰ Die Arbeit der von Immanuel Wallerstein geleiteten Gruppe⁴¹ will herausfinden, wie die Erzeugung der Diskurse, deren Kontrolle, beziehungsweise das Selbstverständnis der Disziplinen durch die Tatsache beeinflusst wird, dass die Gültigkeit der Trennung dieser letzten nach 1945 in Frage gestellt wurde. Ein Ergebnis der Veränderung der Grenzen ist unter anderem die Entstehung der Medien- und Kommunikationsgeschichte, deren ungarische Position ein gutes Beispiel dafür ist, welche Herausforderungen die wissenschaftlichen Diskurse und die „Kontrolldisziplinen“ erwarten.

Die Forschung der historischen Erscheinungen der Medien und der Kommunikation wird in Ungarn durch mehrfache Überlappungen der Wissenschaftszweige gekennzeichnet. Das führte teils zu einer ungleichen Übernahme der Methoden, zu einem nicht ausreichend bedachten Gebrauch der Begriffe, und teils bedeutet es einen Mangel der Kenntnisse der anderswo erzielten Ergebnisse und eine eigenartige Eingeschlossenheit in verschiedenen Wissenschaftszweigen. Der Grund dafür ist, dass sich eine vereinheitlichende und Kontrolldisziplin nicht herausbildete.

Ein Lösungsansatz könnte auch in Ungarn die „Kreation“ von „interdisziplinären“ Bezeichnungen⁴² beziehungsweise der Ausbau und die Institutionalisierung jenes Wissenschaftszweiges sein, der die Diskurse über die historischen Erscheinungen der Medien und der Kommunikation „kontrollieren“ könnte. So könnte es nicht vorkommen, dass sich die über die gleiche Arbeit parallel („unter der Kontrolle“ verschiedener Disziplinen) laufenden Auseinandersetzungen vollständig separieren und die eventuellen Erkenntnisse im anderen Diskurs nicht auffallen. Und nicht einmal die in Ungarn häufigere Erscheinung würde vorkommen, dass sich überhaupt keine Debatte über gewisse neue Werke entwickelt, teilweise genau deswegen, weil keine traditionelle, über ein ausgebautes Qualifizierungs- und Institutionssystem verfügende Wissenschaft es als sein Eigen fühlt. In diesem Fall gibt es also keinen Diskurs, was zwei wichtige Folgen haben könnte: Erstens werden die Forschungsergebnisse anderer nicht gebraucht und zweitens wird eine Verletzung der wissenschaftlichen Forschungsnormen überhaupt keine Folgen haben. Das letztere ist deswegen gefährlich, weil solche Arbeiten die Ausgangspunkte für die zukünftige ungarische Medien- oder Kommunikationsgeschichte – eine selbständige Disziplin – sind.

Balázs SIPOS PhD. (1971)

Diplom in Geschichts- und in Politikwissenschaften in Budapest. PhD-Dissertation über politischen Journalismus im Ungarn der 1920er Jahre. Zur Zeit wissenschaftlicher Mitarbeiter der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Leiter der Forschungsgruppe für Pressegeschichte des Instituts für Politikgeschichte und Lehrer der Hochschule für Kommunikation in Budapest. Redakteur der Zeitschriften „Médiakutató“, „Múltunk“ und „Egyenlítő“. Außerdem Mitglied des Beratenden Ausschusses der Ungarischen Nachrichtenbüro AG und Musikkritiker des Wochenblatts „168 Óra“.

⁴⁰ Michel Foucault: *The Archeology of Knowledge and the Discourse on Language*. New York 1972, 224.

⁴¹ Immanuel Wallerstein et. al.: *Open the Social Sciences. Report of the Gulbenkian Commission on the Restructuring of the Social Sciences*. Stanford University Press 1996. – Dieses Werk

wurde 2002 auf ungarisch herausgegeben, seine Wirkung auf den ungarischen Diskurs über die Situation der Sozialwissenschaften ist bis dato gering.

⁴² Bezeichnungen des Gulbenkian Komitees.

Der Zustand der tschechischen Medienstudien

Besonderheiten im Hinblick auf die Mediengeschichte

Martin Sekera, Simona Kopecká

Versteht man – vereinfacht dargestellt – unter den Medienstudien sowohl die Beschreibung, die Analyse und die Interpretation der Medienformen, -inhalte und -wirkungen vermittelter Mitteilungen wie auch die Analyse des kultursozialen, politischen und wirtschaftlichen Milieus, in dem die Medienkommunikation geleistet wird, muss man leider zu der Feststellung kommen, dass es in der Tschechischen Republik kein Forschungsinstitut gibt, das sich mit dieser Problematik systematisch, komplex und zugleich aus synchronischer und diachronischer Sicht befassen würde. Am meisten nähert sich diesem Ideal der Forschungsorientierung und -praxis das Zentrum für die Medienstudien der Fakultät der Sozialwissenschaften der Karlsuniversität (Centrum pro mediální studia Fakulty sociálních věd Univerzity Karlovy, CEMES), zum Teil kann man dazu auch den Lehrstuhl für die Medienstudien und der Journalistik der Fakultät der Sozialstudien der Masaryks Universität (Katedra mediálních studií a žurnalistiky Fakulty sociálních studií Masarykovy univerzity) in Brünn rechnen. Das finanzielle und personelle Potenzial ist jedoch zur Zeit nicht einmal im Falle von CEMES ausreichend, um die Medienstudien in solchem Maße durchführen zu können, das dem Interesse unter Fachleuten und in breitester Öffentlichkeit entsprechen würde. In unserem Bericht werden aber nicht ausschließlich die Gründe dieser schwachen *institutionellen Stellung* der Medienstudien unter anderen Geisteswissenschaften in der Tschechischen Republik behandelt. Es ist vielmehr ein Versuch, eine allgemeine thematische und methodologische Charakteristik unserer Mediengeschichtsforschung zu zeichnen, wobei vor allem die Massenmedien hervorgehoben werden.

Eine solche Darstellung des heutigen Zustands der historiografischen Orientierung unserer Medienstudien bestimmen zwei einander beeinflussende und sich deckende Faktoren:

1. Faktor der Tradition der Mediengeschichtsforschung.
2. Faktor der methodologischen Isolation der Geschichtsschreibung gegenüber anderen Fächern.

1. Faktor der Tradition der Mediengeschichtsforschung

Die tschechische Mediengeschichtsforschung kann in ihren Anfängen sehr beeindruckend wirken – zuerst taucht nämlich der Name J(an). A(moš). Komenský auf, der in seinem Werk (1631) auf das zeitgenössische Nachrichtenwesen reflektierte, und so wurde er zu einem der ersten europäischen Intellektuellen, die den Anfang des Journalismus für einen Gegenstand einer tiefen Gedankenabstraktion hielten. Weniger optimistisch scheint jedoch die Tatsache zu sein, dass in den folgenden Jahrhunderten bis in das 20. Jahrhundert hinein kein Intellektueller, Schriftsteller oder Publizist die Gedanken von Komenský wieder aufnahm; sich niemand darum bemüht hätte, auf die Medienlandschaft seiner Zeit zu reflektieren. Außer den Anspielungen auf die Qualität der Nachrichten und der Korrespondenten und mit Ausnahme von kurzen Kommentaren politisch auffordernden oder polemischen Charakters, die sich in verschiedenen publizistischen Texten aus der frühen Neuzeit und der Wende der Aufklärung sowie der Anfänge der modernen Industriegesellschaft finden, gibt es keinen tschechischsprachigen und allem Anschein nach auch keinen lateinisch- oder deutschsprachigen in den böhmischen Ländern herausgegebenen Text, der mindestens eine Andeutung konzentrierter philosophischer oder politisch-ethischer Betrachtung über die Bedeutung der Presse für die Menschheit enthalten würde. Zu finden ist höchstens eine religiös-politische Ausdeutung des freien Glaubensbekenntnisses im Streit von evangelischer contra katholischer Provenienz, die zum Teil in einigen literarischen und publizistischen Barock- und Spätbarockwerken enthalten ist.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde die Journalistik im Zusammenhang mit gesellschaftlichen und politischen Veränderungen besonders ab der Mitte des Jahrhunderts nach und nach zum wichtigsten Mittel der öffentlichen Kommunikation und zu einer typischen Berufstätigkeit der sich modernisierenden Gesellschaft. Es gibt in der Publizistik und der Prosa zahlreiche Betrachtun-

gen und Darstellungen über den Sinn der Journalistik, über ihre Wirkung auf die Gesellschaft und auch über den Journalismus als Beruf, aber es handelt sich vor allem um praktische Wahrnehmungen und in Bezug auf die Geschichte besonders um die Memoiren der Journalisten selbst.

Die sich in den 80er und 90er Jahren des 19. Jahrhunderts entwickelnde Soziologie fand in unserer Wissenschaft kein umwälzendes Echo und als Rezipienten der sozial-psychologischen Analyse der Gesellschaft lassen sich nur einzelne Wissenschaftler bezeichnen, keinesfalls ganze Gruppen. Es sind der Philosoph und Psychologe Gustav Adolf Lindner, der Psychologe František Krejčí und der Philosoph T. G. Masaryk zu nennen. Stellt man als Grundvoraussetzung der Entwicklung eines tieferen Nachdenkens über Medien die Existenz und das Wirken der Öffentlichkeit an, die zum Gegenstand der philosophischen Auslegung und der soziologischen Konzeptionen wird, findet man weder im nationalen tschechischen noch im nationalen deutschen intellektuellen Milieu des 19. Jahrhunderts eine Persönlichkeit, die auf eine schöpferische Art und Weise in den böhmischen Ländern die bedeutsamsten Werke von Gustave Le Bon (1895) und Gabriel Tarde (1901) über *Masse* und *öffentliche Meinung* rezipiert hätte. Darin spiegelte sich mit Sicherheit der Provinzialismus sowohl der tschechischen als auch der deutschen Prager Universität wider. Im deutschen Kulturkreis außerhalb der böhmischen Länder hatten sich inzwischen die Voraussetzungen dafür herausgebildet, dass die Wissenschaften wie z. B. Psychologie, Soziologie, Ökonomie und Politologie zusammen mit Anregungen aus Frankreich als Ausgangspunkt für die Nachkriegsentwicklung der sog. Zeitungswissenschaft und Zeitungsforschung¹ dienen konnten. Darum machten sich vor allem Sigmund Freud, Albert Schaeffle, Karl Bücher, Adolf Koch, Emil Löbl, Robert Brunhuber und Max Weber verdient. Bis zum Ersten Weltkrieg sind auf der tschechischen Seite nur drei Namen aufzuzählen, deren Träger ganz individuell versucht haben, sich mit der deutschen und zum Teil auch mit der französischen Inspiration auseinanderzusetzen und dieselbe auf ein Medienthema anzuwenden: Emanuel Chalupný, Inocenc Arnošt Bláha und Karel Hoch. Obgleich der Hauptteil ihrer wissenschaftlichen Arbeiten erst zu der Zwischenkriegsperi-

ode gehört, sind auch ihre Vorkriegsarbeiten anzuführen, denn sie lassen sich als erste methodologisch geprägte Versuche bezeichnen, das weite Feld zu betreten, das heutzutage Medienstudien genannt wird.

Emanuel Chalupný gab im Jahre 1907 eine ganz untypische Biografie des Journalisten Karel Havlíček Borovský (1821-1856) unter dem Titel *Havlíček. Obraz psychologický a sociologický* (Havlíček. Ein psychologisches und soziologisches Bild) heraus. Die Besonderheit seines Verfahrens besteht in einem grenzenlosen Vertrauen in die Stärke des sozialen, psychologischen und biologischen Determinismus der äußeren Umgebung beim Reifen der Persönlichkeit eines Einzelnen. Aus diesem Grunde waren schon zur Zeit des Erscheinens dieses Buches etliche seiner Interpretationen kaum zu akzeptieren.

Inocenc Arnošt Bláha beschloss seine Ausbildung an den Hochschulen in Prag, Wien und Paris mit einer sozial-psychologischen Doktorarbeit *Duše malého města* (Seele der Kleinstadt, 1908), worauf bald eine Habilitationsschrift *Město. Sociologická studie* (Die Stadt: Eine soziologische Studie, 1914) folgte. In einer ethischen Interpretation der soziologischen und psychologischen Analyse blieb das Problem der Kommunikation der modernen Gesellschaft und deren Mittel nicht unbeachtet. Als selbstständiges Thema erschien dieses Problem in Bláhas kürzerem Artikel *Maloměstská buržoazie a žurnalistika* (Kleinstadtbürgertum und Journalistik)².

Eine ungewöhnliche thematische Breite des Büchleins *Noviny* (Die Zeitung) von **Karel Hoch** (aus dem Jahre 1913) steht im Gegensatz zu dessen kleinem Umfang, der eher an eine Broschüre erinnert. Der Autor, ohne sich theoretisch vorbereitet zu haben, trug die Anregungen aus deutschen und französischen Studien und Büchern zusammen und ergänzte sie durch praktische Beispiele aus dem tschechischen journalistischen Kontext und durch bewertende Bemerkungen über Qualität und gewünschte Perspektiven der Journalistik. Vor dem Ersten Weltkrieg war das auf unserem Gebiet ein erster und einzigartiger Versuch. Es handelt sich um eine mosaikartige Zusammenfassung und Sortierung dessen, was in anderen, kürzeren und sich zu Teilfragen äußern-

¹ Genauer: nachdem Karl Bücher das Leipziger Institut für Zeitungswissenschaft im Jahre 1916 gegründet hatte.

² Arnošt Inocenc Bláha: *Maloměstská buržoazie a žurnalistika*.

In: *Středa. List čtrnáctidenní* (Mittwoch. Ein zweiwöchiges Blatt), I (1912), Nr. 13, 19. 6., 199-202.

den publizistischen und literarischen Formen auf den Seiten unserer Kultur- und politischen Revuen und Zeitschriften jener Zeit enthalten war: theoretisch nicht ausgeprägte, zweckgerichtete, manchmal eher moralisierende, aber überwiegend politisch orientierte Diskussionen und Polemiken über den Zustand der Journalistik. Es ist wichtig, dass Hoch mit seinem Werkchen der Erste war, der sich für die Untrennbarkeit der Beziehung zwischen Journalistik und Gesellschaft interessierte. Darin besteht wohl sein größtes Verdienst. In den Nachkriegsjahren setzte sich Karel Hoch vor allem im Bereich der Mediengeschichte durch.

Bei Chalupný, Bláha und Hoch beginnt der Weg eines theoretisch und methodologisch durchdachten Verfahrens; in der Tradition der tschechischen Medienstudien nehmen sie eine Sonderstellung ein. Die Ansätze zu dieser Tradition lassen sich allerdings in bibliografischen, kultur- und literaturhistorischen und literaturkritischen Arbeiten finden, wobei die Grenzen der Gattungen nicht selten fließend sind. Sie stehen den Arbeiten nahe, die im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts außerhalb der böhmischen Länder entstanden sind.

Die ältesten **bibliografischen Abrisse**¹ für Böhmen, Mähren und Schlesien stammen aus der Feder der Autoren Johann Gottfried Dlabac², Josef Jungmann³, Johann Hellbling von Hirzenfeld⁴, Josef Václav Justin Michal⁵, Christian d'El-

vert⁶. Für die deutsche Journalistik erschien ein umfangreicher bibliografischer Überblick im Jahre 1904.⁷ Aus der Notwendigkeit, die aktuelle und auch die ältere periodische Produktion aufzunehmen, ergab sich im 19. und 20. Jahrhundert eine relativ große bibliografische Aktivität.⁸ Bemühungen um eine vollständige, retrospektive, bis in die Gegenwart reichende Bibliografie blieben jedoch auf halbem Weg.⁹ Für die tschechische, auf die periodische Presse konzentrierte Medienforschung, ist kennzeichnend, dass die bibliografische Linie insbesondere von der Tätigkeit der Bibliothekare und Dokumentare weiter lebte, mehr als von Aktivitäten der spezialisierten Medienwissenschaftler.¹² Ursprünge der kultur- und literaturhistorischen Linie als Tradition in den Medienstudien sind in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu suchen. Bis zum Zweiten Weltkrieg stellte diese Tradition den wichtigsten Ausgangspunkt der narrativen und deskriptiven Methode beim Studium der periodischen Presse dar. Literatur und Kultur hatten im Rahmen der national-emanzipatorischen Ideologien kleiner europäischer Nationen auch eine grundlegende politische Bedeutung. Und diese Tatsachen sind in tschechischen Werken ständig anwesend, deshalb entnehmen die Werke auf dem Gebiet der politischen Geschichte den kultur- und literaturhistorischen Werken sowohl die zeitliche Einteilung als auch die Interpretation. Bis auf eine interessante Ausnahme aus den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts haben sich alle tschechischen Autoren auf den tschechischsprachigen Kontext

¹ Werke, die das ganze Gebiet Österreichs betreffen (z. B. von Johann Winckler, 1875), werden nicht angeführt: amtliche Statistiken, Jahresberichte, Ausstellungskataloge, Postverzeichnisse, Verlags- und Buchhandlungsverzeichnisse.

² Johann Gottfried Dlabac: *Nachricht von den in böhmischer Sprache verfassten und herausgegebenen Zeitungen*. In: *Abhandlungen der königlichen böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften*. 3. F., 1. Bd., 2. Abt. 1803.

³ Josef Jungmann: *Historie literatury české aneb Soustavný přehled spisů českých s kvátkou historie národu, osvěcení a jazyka* (Geschichte der böhmischen Literatur oder Systematischer Überblick der böhmischen Schriften mit einer kurzen Geschichte der Nation, der Aufklärung und der Sprache). Prag 1825, 2. erweiterte und überarbeitete Ausgabe 1849.

⁴ Johann von Hirzenfeld: *Übersicht der in Böhmen bisher erschienenen Zeitschriften. Ein Beitrag zur Literar-Geschichte Böhmens*. (= Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museum in Böhmen, I) 1827, August, 14-29.

⁵ Josef Václav Justin Michal: *Opisň literaturní letopis čili Obraz slovesnosti Slovanův nářečí českého v Čechách, na Moravě, v Uhrách atd. od léta 1825 až do léta 1837* (Vollständiges Literaturjahrbuch oder Bild des slawischen Schrifttums der böhmischen Mundarten in Böhmen, Mähren, Ungarn usw. vom Jahre 1825 bis zum Jahre 1837). Prag 1839.

⁶ Christian d'Elvert: *Geschichte der Bücher-Censur u. d.*

periodischen Literatur, so wie Nachträge zur Geschichte der historischen Literatur in Mähren und Österreichisch-Schlesien. (= Beiträge zur Geschichte und Statistik Mährens und Österreichisch-Schlesiens) Brünn 1854.

⁷ Guido Adlar Przedak: *Geschichte des deutschen Zeitschriftenwesens in Böhmen*. Heidelberg 1904.

⁸ Siehe Karel Malec: *Soupis bibliografií novin a časopisů vydaných na území Československé republiky* (Verzeichnis der auf dem Gebiet der Tschechoslowakischen Republik herausgegebenen Bibliografien von Zeitungen und Zeitschriften). Prag 1959.

⁹ František Roubík: *Časopisectvo v Čechách 1848-1862*. Prag 1930; Ders.: *Bibliografie časopisectva v Čechách z let 1863-1895*. Prag 1936; Milada Wurmová: *Soupis moravských novin a časopisů z let 1848-1918*. Brunn 1955; Miloslav Laiske: *Časopisectví v Čechách 1650-1847. Příspěvek k soupisu periodického tisku, zejména novin a časopisů*. Prag 1959; Ders.: *Příspěvek k soupisu moravských novin a časopisů z let 1848-1918*. (Bibliografický katalog ČSR – České knihy 1959, sv. 3). Národní knihovna. Prag 1959.

¹² Es sind Hynek Šik und Karel Malec zu erwähnen, die an der Grenze zwischen bibliografischem Dokumentieren und Interpretation der Mediengeschichte standen. Šik gab als internen Hochschuldruck einen einzigen Überblick der primären und sekundären Literatur zur Mediengeschichte heraus. Hynek Šik: *Příspěvek k dějinám novinářství v českých zemích*. I, II, Karlsuniversität Prag 1972, 1975.

bzw. die tschechischsprachige Journalistik konzentriert. Die heutigen Medienstudien bzw. die Mediengeschichtsforschung finden jedoch bei den Literaturhistorikern am Ende des 19. Jahrhunderts und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts fast keine methodologische Inspiration. Zu erwähnen sind im Rahmen dieser Linie der zu früh gestorbene Literaturkritiker und Journalist Herbert Gordon Schauer, der in den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts anregend das Problem der politologischen Analyse der Journalistik jener Zeit berührte,¹³ und der Literaturhistoriker Arne Novák, der in einigen Studien die Sprache der Periodika in Hinsicht auf Änderungen in der politischen Rhetorik analysierte. Die kultur- und literaturhistorisch aufgefasste Beschreibung bildet einen Ausgangspunkt für die tschechische Tradition der Medienstudien in Bezug auf die Presse. Diese Tradition wurde um neue methodologische Ansätze erst nach dem Ersten Weltkrieg bereichert, besonders in den 20er und 30er Jahren des 20. Jahrhunderts. Ihre Charakteristik lässt sich sehr gut auf eine konfrontative Erklärung der Tatsache anwenden, warum es zur methodologischen Isolation von Geschichtsschreibung und Medienstudien kam.

2. Faktor der methodologischen Isolation der Geschichtsschreibung gegenüber anderen Fächern

Infolge der Entwicklung der Journalistik nach 1918 stieg das Interesse spezialisierter Fachleute, die schnell auf ausländische Einflüsse reagierten, insbesondere aus Deutschland, wo sich die sog. **Zeitungswissenschaft** entwickelte. Der Weg zu ihrer Institutionalisierung dauerte bei uns länger, als man sich gewünscht hätte, zum Teil stießen diese Bemühungen auf Vorurteile der

Journalisten gegenüber einer „Verwissenschaftlichung“ der journalistischen Praxis. Nach einigen Versuchen¹⁴ wurde im Jahre 1928 in Prag die Freie Schule der politischen Lehre gegründet, die sich auf die Ausbildung der Journalisten und daneben auch auf die Erforschung der Zeitungen spezialisierte. Die Ergebnisse ihrer Unterrichts- und Forschungstätigkeit sind in Zeitschriften nachzulesen, die von dieser Schule gemeinsam mit der journalistischen Berufsorganisation – dem Syndikat der tschechoslowakischen Journalisten – herausgegeben wurden.¹⁵ Bei der Analyse der Inhalte mag überraschend sein, wie viel faktologische Erkenntnisse und methodische Inspiration

Bei der Analyse der Inhalte mag überraschend sein, wie viel faktologische Erkenntnisse und methodische Inspiration sich darin befinden.

sich darin befinden. Einer von solchen wichtigen Aufsätzen ist Oskar Butters Analyse der deutschen Versuche um ein Zeitungssystem (d. h. um Strukturierung,

Thematisierung der Zeitungswissenschaft)¹⁶. U. a. bewertet er im Rahmen der gesamten Forschung die Bedeutung der Geschichte der Journalistik. Es ist jedoch bemerkenswert, dass die Fachleute auf der einen Seite versuchten, möglichst viele ausländische Anregungen zur Theorie der Forschung zu rezipieren, auf der anderen Seite bemühten sie sich nur selten darum, diese Inspiration auf das historische Material anzuwenden. Offensichtlich gab es hier einen Zusammenhang mit der starken Position der positivistischen Geschichtsschreibung in der Zwischenkriegszeit. Alfred Fuchs und in geringerem Maße auch Karel Hochs psychologisierendes Verfahren in Bezug auf den historischen Stoff bildeten eine Ausnahme,¹⁷ und sogar trotz der Tatsache, dass anhand des Materials jener Zeit ansonsten aus psychologischer Sicht zentrale Begriffskategorien einer modernen Gesellschaftskommunikation untersucht wurden, wie z. B. öffentliche Meinung und Propaganda. Ein

¹³ U. a. auch seine bahnbrechende Bewertung der nicht textlichen Inhalte in Periodika – der Karikatur. Vgl. Hubert Gordon Schauer: *O politické poezii a satíře, Literární listy*, XI, 1890 (Brünn), 1-4, 29-31, 66-68.

¹⁴ Den bedeutendsten Versuch, die Zeitungswissenschaft im akademischen Milieu zu etablieren, stellten I. A. Bláhas und E. Chalupnýs Vorträge über Journalismus in den Jahren 1927-28 an der Universität in Brünn dar.

¹⁵ *Duch novin* (1928-1931); *Časopis Svobodné školy politických nauk v Praze* (1928-38), *Politická revue. Časopis Svobodné školy politických nauk v Praze* (1937-1938), *Věstník československých novinářů* (1927-1934), *Tisk, noviny a novináři* (1935), *Tisk a novináři. Věstník československých novinářů. Organ Syndikátu československých novinářů. Časopis Svobodné školy politických nauk*

(1937-1942), *Tisk a politika* (1935-1937).

¹⁶ Oskar Butter: *Pokusy o soustavu vědy o novinách*. In: *Duch novin*, IV, 1931, 291-305.

¹⁷ Z. B. Karel Hoch: *K psychologii vývoje českého novinářství až do války* (Zur Psychologie der Entwicklung des tschechischen Zeitungswesens bis zum Krieg). In: *Časopis svobodné školy politických nauk* (Zeitschrift der Freien Schule der politischen Lehre), I, 1928, 162-167. Alfred Fuchs: *Novinář* (Journalist), Prag 1924. A. Fuchs psychologisches Verfahren ist nicht als streng wissenschaftlich zu bezeichnen, es gründet sich vielmehr auf polyhistorische und assoziative Dispositionen dieses Berufsjournalisten, es geht nicht von der Fachsystematik aus.

stärkerer Einfluss eines anderen Fachs auf die Historiografie des Zeitungswesens spiegelte sich im Versuch um eine politische Interpretation der Geschichte des Zeitungswesens wider. Der Soziologe der politischen Parteilichkeit, Robert Michels, beeinflusste wohl am meisten Karel Hoch. Zusammen mit Josef Volf verfasste er einen zusammenfassenden Abriss der Geschichte des Zeitungswesens auf dem Gebiet der Tschechoslowakei.¹⁸

Obwohl sich die Aufmerksamkeit in der Tschechoslowakei der Zwischenkriegszeit vor allem auf Forschung und Interpretation der periodischen Presse als wichtigstem Medium der öffentlichen Kommunikation richtete, ließ man auch die anderen Medien, ihre technologischen Mittel und organisatorischen Initiativen nicht außer Acht: periodische Druckschriften – Flugblätter, Broschüren, Bücher, Predigten, geistliche und Volkslieder, bildende Kunst, Theater, Buchdruck – sowie damals neue Medien – Film und Rundfunk. Die Erforschung ihrer Vergangenheit war jedoch streng isoliert, wurde von anderen Fächern bewacht, die zu dem jeweiligen Medium am nächsten standen (Allgemeingeschichte, Literaturgeschichte, Bücherkunde, Musikwissenschaft, Kulturgeschichte). Dieser Zustand ist noch heutzutage bemerkbar – beim Suchen der formalen Gestaltung der tschechischen Medienstudien. Bei uns kam es nie zu einem Versuch, die Medienforschungen in einem innerlich differenzierten Konzept zu vereinigen, dessen gemeinsamen Ausgangspunkt das Ideal einer systematischen Auffassung der Medienkommunikation darstellen würde. Als einigende oder beschirmende „Klammer“ wirkte seit der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts nur die Journalistik, die im Verhältnis zu Medien als bevorzugte gesellschaftliche Aktivität wahrgenommen wurde. Aus diesem Grunde kommt in unserem Diskurs häufiger die Geschichte des Zeitungswesens vor als die Mediengeschichte. D. h., dass innere und autonome Gesetzmäßigkeiten oder Regeln des Funktionierens einzelner Mediensysteme – wenigstens aus historischer Sicht – noch nicht in ausreichendem Maße erkannt wurden (werden). Man weiß nur wenig über die historische Entwicklung der

Medienkonkurrenz auf dem böhmisch-mährischen (bzw. tschechoslowakischen) Gebiet, über ökonomische Strukturen der Medien, über ihre organisatorischen und technologischen Mittel, also über subjektive, Formen und Inhalt der Medienkommunikation bedingende, Voraussetzungen. Medien werden häufig als Objekte des gesellschaftlichen Interesses und der Manipulation untersucht, und so wird übersehen, dass über ihre Auswirkungen und Einflüsse auf die Gesellschaft nicht nur das Vorhaben desjenigen entscheidet, der sie beherrscht, sondern auch (und das vielleicht vor allem) die innere Gestaltung und Möglichkeiten des jeweiligen Mediums zusammen mit gegebenen Dispositionen der Empfänger von Medienmitteilungen. Deswegen hat man z. B. eine größere Übersicht über die legislativ und institutionell aufgefasste Geschichte der Zensur zur Verfügung als über die Geschichte der Rezeption der Medieninhalte oder über den tatsächlichen Einfluss der typografischen Modernisierung um die Wende des 19. zum 20. Jahrhundert usw. Es gibt dabei in größerem oder kleinerem Umfang Quellen zu diesen subtilen Problemen der Medienkommunikation. Dieser unerfreuliche Zustand im Bereich der Mediengeschichte steht im scharfen Gegensatz zur dynamischen Entwicklung der Medienstudien und -forschungen seit dem Beginn der 90er Jahre des 20. Jahrhunderts. Infolge von systematisch veröffentlichten Übersetzungen der ausländischen Literatur über die Theorie der Massen- und Medienkommunikation¹⁹ haben sich besonders an der Karlsuniversität in Prag nach und nach die methodologischen Voraussetzungen für eine eigene Erforschung der einheimischen Medienproblematik herausgebildet. Diese methodologische Verankerung der Medienstudien ist mehr auf die aktuelle Problematik orientiert; historisch orientierten Forschern fehlt es oft an soziologisch, psychologisch und linguistisch begründeter methodologischer Vorbereitung, nicht selten bedienen sie sich der traditionellen positivistisch-deskriptiven Methoden.

Überblickt man bedeutsamere, von der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bis zur Gegenwart herausgegebene Werke im Bereich der histori-

¹⁸ Josef Volf: *Dějiny novin a časopisů do roku 1848* (Geschichte der Zeitungen und Zeitschriften bis zum Jahre 1848). In: *Československá vlastivěda* (Tschechoslowakische Heimatkunde), VII – *Písemnictví* (VII – Schrifttum), Prag 1933, 391-436. Karel Hoch: *Dějiny novin a časopisů II. Od roku 1860 do doby současné* (Geschichte der Zeitungen und Zeitschriften II. Von 1860 bis in die Gegenwart), ebd., 437-514. Die Aufsätze erschienen auch selbstständig.

¹⁹ Diese Übersetzungen regen unter Studenten Interesse für die Medienstudien an, und das ist die Voraussetzung für eine personelle Sicherung der Grundforschung. Außer den Übersetzungen wurde in diesem Jahr ein Originalwerk von den Vertretern der Prager Medienstudien Barbara Köpplová und Jan Jiráček veröffentlicht – Jan Jiráček/Barbara Köpplová: *Media a společnost. Stručný úvod do studia médií a mediální komunikace*. Prag 2003.

schen Medienforschung, so werden sich alle angeführten Zusammenhänge zeigen. Methodologisch geprägte Werke über die Pressegeschichte nehmen vor allem die Form von Teilstudien und eng aufgefassen Monografien an.²⁰ Dasselbe betrifft die Thematisierung allgemeiner Erscheinungen der Medienkommunikation, z. B. der Kriegspropaganda.²¹ Zu beachtenswerten Ergebnissen gelangte man bei der Erforschung der Filmgeschichte.²² Die Geschichte des Fernsehens und des Rundfunks ist im Vergleich zu Presse und Film methodologisch nicht so ausgeprägt, wenn auch besonders zum Anlass des 50. Jahrestages des Fernsehens und des 70. Jahrestages des Rundfunks auf unserem Gebiet viele Fakten über die Vergangenheit dieser Institutionen versammelt wurden. Zählt man die Hochschulschriften nicht mit, so wurden nach dem Zweiten Weltkrieg nur drei zusammenfassende Abrisse herausgegeben, die aber den Rahmen der traditionellen deskriptiven Methode nicht überschritten.²³

Wie sind also heute in Tschechien die Perspektiven der Mediengeschichtsforschung? Die Wissenschaft kann sich auf die Grundlage eines umfangreichen, methodologisch und thematisch zersplitterten Materials in Form von

populären und wissenschaftlichen Arbeiten mit engerer Zielsetzung stützen. Ganz gut entwickelt sich die Arbeit an bibliografischen Werken, hauptsächlich im Bereich der Evidenz der Primärquellen (der Filmproduktion²⁴ und der periodischen Presse²⁵). Im Zentrum für Medienstudien (CEMES) an der Karlsuniversität in Prag entwickeln sich bei der Mediengeschichtsforschung im Grunde genommen zwei Linien. Erstens wird am Projekt des Lexikons der tschechischen Medien gearbeitet, mit dem die Bemühung verbunden ist, die verfügbaren Primär- und Sekundärquellen zu sortieren. Zweitens ist es in Zusammenarbeit mit dem Nationalmuseum in Prag gelungen, mit der Arbeit am Projekt einer Synthese der Geschichte des Zeitungswesens in den böhmischen Ländern vom 17. Jahrhundert bis in die Gegenwart zu beginnen. Im Moment wird am ersten Teil „Geschichte des Zeitungswesens in den böhmischen Ländern bis in die 80er Jahre des 18. Jahrhunderts hinein“ gearbeitet, der Ende 2004 abgeschlossen werden sollte.²⁶ Wenn in diesem Jahr finanzielle Mittel für das anschließende Projekt gewonnen werden, das die Erörterung mit dem Jahre 1914 abschließen würde, sollte der zweite Teil der Synthese etwa in den Jahren 2006-2007 beendet werden.²⁷ Im

²⁰ Als Beispiele werden ältere und neuere Werke angeführt, z. B. eine bahnbrechende Verwendung der quantitativen Analyse: Milena Beránková: *Ilus. Výtvarná a politická zaměření*. I, II, Prag 1970; Dies.: *Krásná Čas a jeho místo v české politice a žurnalistice*. Prag 1972, in methodologisch mehr fortgeschrittener Form s. Kateřina Jonášová: *Ženský obzor 1918-1928*, Dipl., Karlsuniversität, Prag 1999, linguistische Untersuchung der Persuasion im publizistischen Stil; Alexandr Stich z. B. *K textové vystavbě publicistických projevů. Přijetí a cizí prvky v lexikonu Havlíčkovy novinářské prózy*. In: *Stylistické studie I*, Prag 1974, 95-139; *Problematika publicistického funkčního stylu a jeho konfrontačního studia v rámci slovanských jazyků*. In: *Stylistické studie I*. Prag 1974, 33-54; Thematisierung der Leserschaftsrezeption nach dem methodologischen Vorbild Rolf Engelsing's: Jiří Pokorný: *Pozvánky k dějinám čtení v pobělohorském období*. In: *Česká města v 16. – 18. století* (= Práce Historického ústavu České akademie věd, C-5), Prag 1991, 227-235; Martin Sekera: *Aspekty čtení periodického tisku v procesu politické mobilizace české společnosti*. In: *Komunikace a kultura v české kultuře 19. století*. Praha 2002, 121-144; Charakteristik des sozialen Berufskontextes des Zeitungswesens: Zina Tesařová: *Společenské žurnalistiky*. Diss., Karlsuniversität Prag, 2003. Als produktivster Forscher – was die Zahl der Publikationen und Interpretationsversuche angeht – lässt sich der Brünner Slawist Zdeněk Šimeček bezeichnen, der sich in den letzten Jahren v. a. auf die Analyse von Bewegung und Rezeption der Nachrichten in Mitteleuropa und auf die Charakteristik des (periodischen und nicht periodischen) Druck-, Bücher-, Zeitungsmarktes im Europa des 18. und 19. Jahrhunderts spezialisiert.

²¹ Studien aus einer Konferenz über Propaganda im Ersten und Zweiten Weltkrieg in *Historie a vojenství* (Geschichte und Militärwesen), 2000, Nr. 1.

²² Vgl. die Studien über Filmpropaganda, finanzielle

Bedingungen der Filmproduktion, Filmzensur und Filmsemiotik in den Jahrgängen der Zeitschrift *Iluminace* (Illumination), *Časopis pro historii, teorii a estetiku filmu* in Prag ab 1989.

²³ Vladimír Klimeš: *Počátky českého a slovenského novinářství*. Prag 1955; Milena Beránková: *Dějiny československé žurnalistiky, I. Český periodický tisk do roku 1918*. Prag 1981; Frano Ruttkay: *Dějiny československé žurnalistiky, II. Slovenský periodický tisk do roku 1918*. Prag 1984; Milena Beránková/Alena Krivánková/Frano Ruttkay: *Dějiny československé žurnalistiky, III. Český a slovenský tisk v letech 1918-1944*. Prag 1988; Alena Krivánková/Josef Vatrál: *Dějiny československé žurnalistiky, IV. Český a slovenský tisk v letech 1944-1987*. Prag 1989; über das internationale Zeitungswesen verfassten Barbara Köpplová und Ladislav Köppl: *Dějiny světové žurnalistiky, I. (Čelý srst je v novinách)*. Prag 1989.

²⁴ Am Arbeitsplatz des Nationalfilmarchivs z. B. eine vollständige Bibliografie der Stummfilmproduktion.

²⁵ Unter systematischer Leitung des Direktors der Mährischen Landesbibliothek Jaromír Kubiček arbeitet in Tschechien ein Autorenkollektiv an der Beseitigung einer Lücke, die auf dem tschechischen Gebiet mit dem Jahre 1896 beginnt (bis zu diesem Jahr reicht die Bibliografie von František Roubík, s. Anm. 11) und die auf dem mährisch-schlesischen Gebiet in der Unvollständigkeit bestehender Monografien liegt. Vgl. Jaromír Kubiček: *Noriny a časopisy na Moravě a ve Slezsku do roku 1918. Literatura a prameny, shrnutí, bibliografie*. Brno 2001.

²⁶ Das Projekt wird organisatorisch von Martin Sekera geleitet, die Hauptautoren sind Eva Stejskalová und Zdeněk Šimeček.

²⁷ Das Projekt schlug, in Vertretung von „CEMES“ und des Nationalmuseums, Martin Sekera vor.

besten Falle wird die ganze Synthese um das Jahr 2010 abgeschlossen werden, wobei sie bis in das Jahr 1989 reichen würde. Dieses anspruchsvolle, jedoch sehr aufwändige Projekt unterscheidet sich von älteren Werken in der Methodologie: Es wird auch die nicht-tschechischsprachige Presse Böhmens, Mährens und Schlesiens mit einbezogen, das Projekt ist also landesbezogen (nicht sprachbezogen). Weiters bemühen sich die Autoren darum, von Erkenntnissen und von der theoretischen Inspiration ausländischer Forschungen

auszugehen, um die Geschichte des Zeitungswesens konsequent im Rahmen der politischen, sozialen, kulturellen und technologischen Geschehnisse darzustellen und sie von verschiedenen Gesichtspunkten aus zu beurteilen. Schließlich wird zu den Vorstellungen über die tschechischen Medienstudien in Zukunft dank dieser Bemühungen der letzten Jahre die Mediengeschichte als fester Bestandteil der wissenschaftlichen und Forschungspraxis hinzukommen.

Martin SEKERA, Dr. (1966)

Studium der Bohemistik und Geschichte an der Philosophischen Fakultät der Karlsuniversität in Prag. Publikationsschwerpunkte in den Bereichen Kulturgeschichte der Habsburgermonarchie des 19. Jahrhunderts, Presse- und Mediengeschichte. Aufsatz „Das tschechische Pressewesen in den Böhmisches Ländern 1848-1914“ für die Publikationsreihe „Die Habsburgermonarchie 1848 – 1918“ (ÖAW) ist in Druck.

Leiter der Zeitschriftenabteilung der Bibliothek des Nationalmuseums in Prag, gleichzeitig Universitätsassistent am Institut für Kommunikationsstudien und Journalistik der Fakultät der Sozialwissenschaften der Karlsuniversität, Mitglied des Zentrums für Medienstudien der Karlsuniversität (Centrum pro mediální studia Univerzity Karlovy, CEMES).

Simona KOPECKÁ, Mgr. (1977)

studierte 1995-2002 Germanistik und Geschichte an der Philosophischen Fakultät der Karlsuniversität in Prag. Ihr Studium beschloss sie mit der Diplomarbeit über die deutschsprachige Journalistik im Budweis der 80er Jahre des 19. Jahrhunderts (unter der Leitung von: Doz. PhDr. Barbara Köpplová, CSc.). Mit dem Thema der deutschsprachigen Journalistik in Böhmen, besonders in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts beschäftigt sie sich weiter im Doktoratsstudium an der Fakultät der Sozialwissenschaften der Karlsuniversität in Prag (Studienfach: Medienstudien, Betreuerin: Doz. PhDr. Barbara Köpplová, CSc.).

Prag:Wien. Zwei europäische Metropolen im Lauf der Jahrhunderte

Die Österreichische Nationalbibliothek präsentiert Spuren eines komplizierten Verhältnisses

Gerald Schubert

Am Anfang der chronologisch eingerichteten Ausstellung steht der Besucher sozusagen an der Wiege des Hauses selbst. Das im Jahre 1368 fertiggestellte Evangeliar des Johann von Troppau ist der älteste nachweislich habsburgisch-österreichische Codex und gilt als Gründungshandschrift der Österreichischen Nationalbibliothek. Entstanden ist diese allerdings in Prag, im frühhumanistisch geprägten Klima des Hofes von Kaiser Karl IV., und sie ist „unzweifelhaft eines der Hauptwerke der böhmischen Buchmalerei der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts.“¹

Gerade jene Epoche ist es, in der sich in den Beziehungen zwischen Prag und Wien einige der Charakteristika voll entfaltet, die auch in nachfolgenden Perioden kennzeichnend für das Verhältnis der beiden Städte waren. Karl IV., König von Böhmen und römisch-deutscher Kaiser, war ein fortschrittlicher, gewandter und vor allem hoch gebildeter Staatsmann, seine Zeit gilt noch heute als politische und kulturelle Hochblüte der böhmischen Geschichte. Bezeichnenderweise sind es tatsächlich Familienbande, in denen sich bereits damals die verwandtschaftliche Nähe zwischen der Moldau- und der Donaumetropole manifestierten – mit allen Vertraulichkeiten, aber auch mit allen Anzeichen von Konkurrenzdenken und Streben nach Selbstbehauptung. Denn der zur selben Zeit in Wien residierende Schwiegersohn Karls IV., Rudolf IV., hatte während seines kurzen und von Krankheit überschatteten Lebens ebenfalls einen überaus ambitionierten und dennoch stets am Erreichbaren orientierten Regierungsstil ausgeprägt. In seinem Schwiegervater Karl fand er hier unzweifelhaft ein Vorbild. Diverse parallele, oder in chronologischer Hinsicht doch nahezu parallele, Entwicklungen in beiden Städten zeugen von diesem Verhältnis. Ob etwa der Stephansdom in Wien den imposanten

St.-Veits-Dom auf der Prager Burg nun übertreffen sollte oder sich einfach an ihm und damit am vorherrschenden Stil der Zeit orientierte, das ist letztlich eine Frage der Interpretation. Diese unbeachtet ad acta zu legen ist aber schon deshalb unmöglich, weil sie sich im Bezug der auch geographisch einander so nahen Städte weit mehr als einmal stellt. So etwa auch im Zusammenhang mit dem Entstehen der ersten mitteleuropäischen Hochschulen: Karl IV. gründete im Jahre 1348 die Prager Universität, 17 Jahre später zog Rudolf mit der Wiener Universität nach. Letzterer allerdings blieb die Einrichtung der wichtigsten, also der theologischen Fakultät, zunächst verwehrt; die Tatsache, dass Karl IV. während seiner Ausbildungsjahre in Paris vom späteren Papst Klemens VI. unterrichtet worden war und beste Kontakte zum Heiligen Stuhl pflegte, darf hier wohl nicht unerwähnt bleiben.

Ausgehend vom 14. Jahrhundert also zeichnet die Ausstellung Schritt für Schritt die ineinander verschränkte Entwicklung der Städte Prag und Wien bis zum Ende der Habsburgermonarchie nach. Und zwar, wie der Leiter der Handschriften-sammlung und Kurator der Ausstellung, Ernst Gamillscheg, betont, „vor dem Hintergrund aktueller Misstöne in den Beziehungen zwischen den beiden Staaten Tschechien und Österreich“.² Damit jedoch verfolgt sie gewissermaßen ein doppeltes Konzept. Denn einerseits endet die Chronologie der Hauptexponate mit dem Auseinanderfallen der Donaumonarchie, andererseits wollte man die Ausstellung bewusst in einen aktuellen politischen Kontext stellen, in dem die nicht immer spannungsfreien bilateralen Diskurse in aller Regel gerade auf die Geschichte des 20. Jahrhunderts Bezug nehmen.

Ein Beiblatt mit historischen Daten und Zahlen versucht zwar, auch den dazwischen liegenden

¹ Ulrike Jenni zum Evangeliar des Johann von Troppau (Kat. I.1: Cod. 1182), in: Ernst Gamillscheg (Hrsg.): *Prag:Wien. Zwei europäische Metropolen im Lauf der*

Jahrhunderte. Ausstellungskatalog 2003. Wien: Österreichische Nationalbibliothek 2003, 107.

Zeitraum zu überbrücken, doch kam es gerade hier zu einer kurzen Auseinandersetzung über den gerechten Blick auf die Vergangenheit: Knapp eine Woche nach Eröffnung der Ausstellung kritisierte die „Sudetendeutsche Landsmannschaft in Österreich“ die dort angeführte Zahl der Opfer des Nationalsozialismus aus der ehemaligen Tschechoslowakei als zu hoch. Man wolle keine revanchistische Politik betreiben, hieß es, aber man dürfe auch nicht „ohne kritische Überprüfung Zahlen aus der kommunistischen Geschichtsschreibung übernehmen und veröffentlichen“.³ Ihrerseits verwies die Landsmannschaft auf die niedrigeren Zahlen aus einer „seriösen Untersuchung aus der Tschechischen Republik“, gleichzeitig betonte sie, es gehe ihr „nicht um das Aufrechnen von Opfern“.⁴ In einer ersten Reaktion meinte der Direktor des Deutsch-tschechischen Zukunftsfonds, Tomáš Kafka, es handle sich hierbei um eine „Selbstpräsentation der Landsmannschaft“. Derlei Diskussionen über Opferzahlen könnten zudem die Gefühle der Hinterbliebenen verletzen, und der beste Kommentar dazu sei, die Angelegenheit nicht zu kommentieren.⁵

Der Kurator der Ausstellung reagierte dennoch: Man habe in einer Zweitfassung des Blattes über die Geschichte die Zahlen herausgenommen und eine Neuformulierung gewählt, wonach sowohl bei der Vertreibung der Sudetendeutschen als auch während der Besetzung der Tschechoslowakei durch Hitler-Deutschland Opfer zu beklagen waren. Dieser neue Text stelle die historischen Fakten wohl besser dar.⁶

Die eben beschriebene Auseinandersetzung wurde zwar weitgehend abseits der öffentlichen Aufmerksamkeit geführt, verdient aber dennoch Erwähnung. Schon deshalb, weil die Reaktion der Österreichischen Nationalbibliothek hier an einen durchaus gangbaren Weg erinnert: Der Ver-

zicht auf Zahlen kann – in einem bestimmten formalen Kontext – ein schärferes Licht auf die gegenwärtige Bedeutung historischer Altlasten werfen, als dies durch immer wieder aufs Neue angezweifelte Quantifizierungen möglich wäre, die sich in einer ideologisch verbrämten Quellenlage immer wieder behaupten müssen.

Der von Gamillscheg beschriebenen Absicht der Ausstellung, die Geschichte der Städte Prag und Wien vor dem Hintergrund aktueller Misstöne zu präsentieren, wird dadurch jedenfalls kein Abbruch getan. Die Exponate – Handschriften, alte Drucke, Dokumente und Landkarten, die allesamt zum Großteil aus den Eigenbeständen der Bibliothek stammen – werden durch die Gesamtkonzeption in die unmittelbare Gegenwart der Ausstellung selbst integriert. Am 14. Juni, als sich die tschechische Bevölkerung im ersten Referendum in der Geschichte des Landes überhaupt für einen Beitritt zur Europäischen Union aussprach, wurde unter dem Motto „Willkommen Tschechien!“ auf dem Wiener Josephsplatz, vor dem Eingang zur Ausstellung, gemeinsam mit tschechischen Musik-, Tanz- und Theatergruppen ein Fest veranstaltet, abends wurde mit der Verkündung des Abstimmungsergebnisses⁷ im Zentrum Wiens der aktuelle politische Kontext der vor über einem halben Jahrtausend ansetzenden Ausstellung signalisiert. Die Österreichische Nationalbibliothek stellte sich somit nicht nur mit der eingangs erwähnten Handschrift selbst an den chronologischen Beginn ihrer Schau, sondern nahm auch jene Rolle wahr, die ihr als Veranstalterin der Ausstellung im Hier und Jetzt des politischen Bezugsrahmens zukommt.

Die Ausstellung „Prag/Wien. Zwei europäische Metropolen im Lauf der Jahrhunderte“ ist noch bis zum 31. Oktober in der Österreichischen Nationalbibliothek zu sehen.

Gerald SCHUBERT

ist Absolvent des Instituts für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien und derzeit Redakteur bei Radio Prag, dem Auslandssender des Tschechischen Rundfunks.

⁷ Ernst Gamillscheg im Gespräch mit dem Autor, gesendet von Radio Prag am 4.6.2003, publiziert auch im Internet (inkl. Tondokument):

<http://www.radio.cz/de/artikel/41418>

⁸ Meldung der tschechischen Nachrichtenagentur ČTK, 22.5.2003

¹ ebda.

² ebda.

³ siehe Anm. 2.

⁴ 77 % für den Beitritt zur Europäischen Union.

Rezensionen

CHRISTINA HOLTZ-BACHA / ARNULF KUTSCH (HRSG.): *Schlüsselwerke für die Kommunikationswissenschaft*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2002, 480 Seiten.

„Bausteine für die kognitive wie für die historische Identität der Disziplin“ – so bezeichnen die Herausgeber Christina Holtz-Bacha (Mainz) und Arnulf Kutsch (Leipzig) all jene Werke, die für die Formierung und Entwicklung der Kommunikationswissenschaft von herausragender Bedeutung waren bzw. sind. Ihr Unterfangen, die „Schlüsselwerke für die Kommunikationswissenschaft“ in einem Band zusammenzufassen, war von mehreren Faktoren bestimmt: Wie schon für andere sozialwissenschaftliche Disziplinen durchgeführt, sollte auch für dieses Fach ein Überblick über die wichtigste Literatur geschaffen werden – dies wohl nicht zuletzt in Hinblick auf den identitätsstiftenden und -festigenden Charakter dieser Art von Standortbestimmung; „Schlüsselwerke für die Kommunikationswissenschaft“ trägt den Anspruch eines Nachschlagewerkes, das als Ergänzung zu den Einführungsbüchern und Überblicksdarstellungen vor allem solche Literatur im Detail vorstellt, „die einen wichtigen Einfluß auf die Genese, Ausfaltung und weitere Entwicklung der Kommunikationswissenschaft und ihrer akademischen Vorläufer, der Zeitungs- bzw. Publizistikwissenschaft, ausgeübt haben oder nach wie vor ausüben.“ (S. 7)

Dieser Werkkatalog soll jene Werke umfassen, die Ausgangspunkt für Folgeforschungen waren, die Ausdifferenzierung von fachlichen Erkenntnisperspektiven, Forschungsthemen und -feldern beförderten, neue Gegenstandsbereiche erschlossen oder zur Grundlegung und Weiterentwicklung der Methodologie des Faches beitrugen.

Dass in diesem Band jedoch nur eine begrenzte Auswahl aus der relevanten Literatur getroffen werden konnte, stellt eine ebenso unverrückbare Leitlinie für die Entstehung dieses Werks dar wie die „spezifisch nationale Sichtweise“ – aber auch wenn die Entwicklung der Kommunikationswissenschaft in Deutschland im Vordergrund steht, so werden in diesem Band auch „Schlüsselwerke“ vor allem amerikanischer Provenienz berücksichtigt, „wenn sie für die theoretische und methodische Formierung der Kommunikations- und Medienwissenschaft hierzulande“ von besonderer Bedeutung waren. (S. 8)

Anspruch dieses Bandes ist es auch, „Werke einer

neuen Bewertung“ zu unterziehen, „welche in unterschiedlichen Entwicklungsstadien die Konsolidierung der Kommunikationswissenschaft in theoretischer, methodischer oder programmatischer Hinsicht beförderten, gleichwohl nur wenig Beachtung fanden oder heute finden bzw. die mehr oder weniger in Vergessenheit geraten sind“ (S. 8).

In die „Schlüsselwerke für die Kommunikationswissenschaft“ fanden letztlich über 200 Publikationen Aufnahme, über 80 Autorinnen und Autoren präsentieren diese „zentralen und wegweisenden“ Werke nach einheitlichem Muster – die Beiträge enthalten jeweils eine Beschreibung der Entstehung und des Gehalts des jeweiligen Hauptwerks. Zusätzlich werden zu vielen Werken ggf. Originaltitel und deutsche Übersetzungen sowie Hinweise auf Sekundärliteratur genannt.

Das älteste Werk, „Zeitungs Lust und Nutz“ (Caspar Stieler), datiert auf das Jahr 1695; das jüngste, „Kommunikationsverhalten und Medien: Lesen in der modernen Gesellschaft“ (Ulrich Saxer, Wolfgang R. Langenbacher, Angela Fritz), auf das Jahr 1989. (Es wurden nur solche Titel berücksichtigt, die vor 1990 erschienen sind, da die Relevanz einer Publikation erst nach einer gewissen Zeit zu erkennen sei, so die Begründung für diesen zeitlichen Rahmen.)

Dem Vorwort des Herausgeber-Duos, in dem auch auf die Auswahlkriterien der Texte eingegangen wird und Unschärfen der Selektion angeführt werden, folgen die Rezensionen der einzelnen „Schlüsselwerke“ in alphabetischer Reihenfolge. Ein abschließendes alphabetisches und chronologisches Titelregister sowie ein Personenregister und Mitarbeiterverzeichnis erschließen diesen Sammelband auf brauchbare Weise.

Die Beiträge repräsentieren nicht nur die Formierung des Faches, sondern auch die theoretische, methodische und programmatische „Breite“ der Kommunikationswissenschaft, wie sie sich heute darstellt. Auch die Zusammensetzung und wissenschaftliche Herkunft der BeiträgerInnen unterstreicht dies eindrucksvoll. Die Beiträge referieren jedoch nicht nur den Inhalt der Werke und deren Entstehungszusammenhang, sondern auch – in Form einer „Bewertung“ – den Stellenwert einerseits in der zeitgenössischen Forschungslandschaft, andererseits hinsichtlich des

Erkenntniswertes und damit der Relevanz für die Entwicklung der Disziplin.

Der Band stellt aber nicht nur einen Katalog der „Schlüsselwerke“ des Faches dar, sondern ist per se Quelle und Forschungsgebiet für die Kommunikationsgeschichte. Durch die Lektüre des Buches erschließt sich dem Leser die Topographie der Zeitungs-, später Publizistik- und heute Kommunikationswissenschaft. „Schlüsselwerke für die Kommunikationswissenschaft“ kann somit als fragmentarisches Abbild der Fachgeschichte gesehen werden – bei allen produktions- und selektionsbedingten Unschärfen, theoretischen Ausfransungen und nicht geführten Diskussionen.

Vor allem für Studierende des Faches eröffnet sich mit Hilfe dieses Werks ein erster Blick in die „Archäologie der Kommunikationswissenschaft“. Der Band ist somit ein wertvolles Hilfsmittel, um sich über Geschichte und zentrale wissenschaftliche Erkenntnisse der Kommunikationswissenschaft und ihrer Teilgebiete zu informieren. Der Lesbarkeit und Brauchbarkeit sind auch die „blinden Flecken“ in Auswahl bzw. Rezension der „Schlüsselwerke“ nicht generell abträglich.

Welchen Stellenwert hingegen Werke österreichischer Herkunft haben, lässt sich in wenigen Worten erklären: Neben Publikationen des „Wahlösterreicher“ Wolfgang R. Langenbacher ist lediglich Roland Burkarts Lehrbuch „Kommunikationswissenschaft“ unter den „Schlüsselwerken“ zu finden. Hier werde allerdings deutlich, so der Rezensent, dass „der Autor kein durchgängiges Ordnungsschema für seine Kollektion von Positionen, Perspektiven und empirischen Ergebnissen gefunden hat“ (S. 89). An dieses wenig schmeichelhafte Urteil lässt sich bloß die Frage anschließen, warum denn Burkarts Lehrbuch überhaupt in den Kanon der rund 200 „Schlüsselwerke“ aufgenommen wurde – nur um von deutschen Fachkollegen in dieser Art desavouiert zu werden?

Die Unschärfen im vorliegenden Band betreffen jedoch nicht nur die von den Herausgebern angeführten notwendigen Selektionskriterien, sondern m.E. auch die Diskussion manch angeführter „Schlüsselwerke“.

So steht etwa die „Theorie der Schweigespirale“ von Elisabeth Noelle-Neumann (S. 336ff.) als „Schlüsselwerk“ für sich. Unbenommen der Relevanz für das Fach und seine (in diesem Fall) theoretische Entwicklung, vermisst man an diesen Stellen die Erwähnung und Bewertung rezenter

Diskussionen dieser Theorieansätze – auch aus der Biographie der Autorin heraus. (Vgl. zur kritischen Bewertung der „Schweigespirale“ etwa die in „Aviso“, dem Zentralorgan der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, in den Jahren 2000 und 2001 geführte Diskussion.)

Auch das Werk Franz Ronnebergers (in diesem Band zwar nicht mit seiner erst jüngst in Frage gestellten PR-Theorie, sondern mit seiner dreibändigen „Kommunikationspolitik“ vertreten; S. 377-380) lässt eine kritische Neubewertung vermissen – und das, obwohl die Diskussion längst das Stadium einer (etwa in „Aviso“) fachintern ausgetragenen Kontroverse verlassen hat (vgl. dazu „Medien & Zeit“ Heft 2-3/2002 zu „Kontinuitäten und Umbrüchen“ in der Kommunikationswissenschaft und ihren Theoriegebilden).

Ein Beispiel für eine tatsächlich erfolgte kritische (Neu-)Bewertung einzelner „Schlüsselwerke“ ist jedoch die Diskussion von Ernst Riepls „Das Nachrichtenwesen des Altertums (mit besonderer Rücksicht auf die Römer)“ (S. 368): Rezensent Wolfram Peiser bewertet diese im Jahr 1913 entstandene „Komplementaritätsthese“ weniger sakrosankt als sie dies in vielen Standardwerken zur Einführung in das Fach oder im Lehrbetrieb wird. Riepl postulierte, dass – obwohl sich das Nachrichtenwesen im Laufe der Zeit verändert habe – festzustellen sei, dass „neben den höchstentwickelten Mitteln, Methoden und Formen des Nachrichtenverkehrs in den Kulturstaaten auch die einfachsten Urformen bei verschiedenen Naturvölkern noch heute im Gebrauch sind [...]“ (Riepl, S. 4). Aber auch abgesehen von den kulturspezifisch unterschiedlichen Entwicklungen komme es langfristig gesehen nie zu einer völligen Verdrängung älterer durch neuere Nachrichtenmittel: „Andererseits ergibt sich gewissermaßen als ein Grundgesetz der Entwicklung des Nachrichtenwesens, daß die einfachsten Mittel, Formen und Methoden, wenn sie nur einmal eingebürgert und brauchbar befunden worden sind, auch von den vollkommensten und höchst entwickelten niemals wieder gänzlich und dauernd verdrängt und außer Gebrauch gesetzt werden können, sondern sich neben diesen erhalten, nur daß sie genötigt werden, andere Aufgaben und Verwertungsgebiete aufzusuchen.“ (Riepl, S. 5) Im Laufe der Jahrzehnte etablierte sich aus diesen Annahmen das so genannte „Riepl'sche Gesetz von der funktionalen Komplementarität der Medien“. Meist werden nur Fragmente Riepls zitiert, vielfach aus dem Zusammenhang gerissen,

als pars pro toto auf die Frage der Komplementarität im Medienbereich generell bezogen: Selten wurde die Frage nach der Gültigkeit dieses „Gesetzes“ gestellt. Noch seltener, ob vom „Nachrichtenwesen des Altertums“ überhaupt auf moderne ausdifferenzierte Mediensysteme geschlossen werden kann. Oder meinte Riepl nur, dass Kulturtechniken im weitesten Sinne nicht auf Dauer in Vergessenheit geraten? „Eine differenziertere Auseinandersetzung mit Riepls ‘Gesetz’ und seiner Rezeption steht jedoch bislang noch aus“, resümiert Peiser. (S. 372)

An dieser Stelle wird deutlich, dass dieser Sammelband geradezu zum Selbststudium auffordert, um zu einem umfassenden Überblick über die Kommunikationswissenschaft und ihre Teilbereiche zu gelangen. Dies ist eine besonders hervorhebenswerte Leistung des Bandes: Aus einer Zusammenschau relevanter Literatur, auch wenn diese Auswahl für jeden Leser/jede Leserin Lücken hinterlässt, lässt sich für die einzelnen Teilgebiete des Faches ein eigenständiges Leseprofil erarbeiten. Anknüpfungspunkte dazu bieten das Buch und die darin enthaltenen „Schlüsselwerke“ allemal.

Der Band ist schließlich nicht nur in die Ahnenreihe der Versuche zur Schaffung einer umfassenden „Bibliographie Publizistik Massenkommunikation“ einzuordnen, sondern bereits selbst zu einem „Schlüsselwerk für die Kommunikationswissenschaft“ geworden.

Bernd Semrad

BERND BLÖBAUM / STEFAN NEUHAUS (HRSG.): *Literatur und Journalismus. Theorie, Kontexte, Fallstudien.* Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2003, 341 Seiten.

Journalist im Brotberuf, in der eigentlichen Berufung aber Schriftsteller – dieses von zahlreichen Autoren gepflegte Grenzgängertum findet nicht nur im kulturellen Gedächtnis der Gesellschaft, sondern auch in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung ihre Entsprechung. Während die literaturwissenschaftlichen Arbeiten zum Romanwerk eines Joseph Roth oder zur Lyrik eines Heinrich Heine sonder Zahl sind, wird deren feuilletonistisches Schaffen von der Literaturwissenschaft als randständig abgetan. Von Seiten der Kommunikationswissenschaft ist trotz engagierter Bestrebungen einiger Vertreter dieses Faches

– erwähnt sei hier etwa Wolfgang R. Langenbuchers Definition von Journalismus als genuiner Kulturleistung – die Bildung eines journalistischen Kanons bislang noch nicht erfolgt. Dieser seit kurzem vorliegende Sammelband versteht sich als eine Sonde zur Erkundung des Problemhorizonts der freund-feindlichen Geschwister Journalismus und Literatur. Entstanden aus einer gemeinsamen Vortragsreihe der Lehrstühle für Kommunikationswissenschaft / Journalistik und Neuere deutsche Literaturwissenschaft der Otto-Friedrich Universität Bamberg skizziert die Publikation einerseits die vielfältigen Schnittflächen zwischen Journalismus und Literatur und zielt andererseits auf eine theoretische Annäherung an diese Grenzbereiche ab.

Bernd Blöbaum versucht in seinem Beitrag mittels systemtheoretischer Zugänge die charakteristischen Merkmale von Journalismus zum einen und Literatur zum anderen herauszuarbeiten. Zur Grenzziehung zwischen den die Produktionsprozesse umgebenden sozialen Systemen verwendet der Autor zehn kontradiktische Begriffsbestimmungen. Die Eckpfeiler dieser Bereichszuordnungen reichen etwa von Funktion (Informationsvermittlung versus Vervielfachung von Wirklichkeitsmodellen) über Referenz (sozial verbindliche Wirklichkeit versus imaginäre Wirklichkeit) und Beobachtungshorizont (Ausschnitte der Gesellschaft wie Politik, Sport, Wirtschaft und Kultur versus Welt / Gesellschaft) bis zur das Gefälle in der öffentlichen Wahrnehmung wohl am stärksten determinierenden Zeitdimension (aktuell / periodisch versus zeitübergreifend / fortlaufend) (vgl. S. 27 ff). Naturgemäß lässt sich dieses auf Bipolarität basierende Schema auch auf die Perspektiven der Rollenzuschreibung, der Organisation sowie der Programme und Muster der Produkte anwenden. Im Sinne einer kritischen Distanz zur eigenen Arbeit thematisiert Blöbaum aber auch die Grenzen seines theoretischen Konstrukts: Denn auf journalistische Spielarten wie das Feuilleton oder die Literaturkritik bzw. literarische Texte in Medien wie Fortsetzungsromane im Kulturteil oder politische Kommentare aus der Feder von Schriftstellern bietet seine Matrix keine klare Zuordnung. So bleibt am Ende allein der Verweis auf die vielfältigen Hybridformen und damit ein Fragenkatalog als Problemaufriss zur Erforschung dieser Graubereiche.

Wie lange die Aufarbeitung dieser Fragestellungen bereits ausständig ist, verdeutlicht der Beitrag

von Claude D. Conter. Dieser fokussiert den Schriftsteller, Literaturwissenschaftler und Publizisten Robert Eduard Prutz, der als geistiger Pionier bereits im Rahmen seiner ersten wissenschaftlichen Arbeit 1841 „das feine Nervengeflecht der Literatur (...) gerade in dem Treiben der Tagesschriften“ (S. 137) erkannte und damit sein ambitioniertes Unterfangen, das Schreiben der „Geschichte des deutschen Journalismus“, begründete. Wohlgermerkt stand die Literaturgeschichte in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts unter der Vormundschaft der Ästhetik, womit der Prutz'sche Vorstoß der Förderung nach einem Paradigmenwechsel gleichkam. Als Anhänger einer linkshegelianischen Vorstellung vom „geschriebenen Wort (...) als politische Tat“ (S. 144) betrachtete er die journalistischen Produkte als zuverlässige Archive der öffentlichen Meinung, die einer Aufarbeitung bedurften. Prutz scheiterte zwar an den Dimensionen dieses Unterfangens – allein der erste Band dieses enzyklopädischen Projekts wurde vorgelegt – dennoch ging er damit als Wegbereiter der Kommunikationswissenschaft in die Fachgeschichte ein. Das Schreiben eben dieser Historie, zur Bestärkung der Identität und klaren Profilbildung dieses „jungen“ Faches, wird vom Literaturwissenschaftler Conter abschließend eingefordert.

Während sich die Überlegungen im ersten und zweiten Abschnitt auf der Metaebene bewegen, verdeutlichen die im dritten Teil des Bandes befindlichen Fallstudien die Problematik der eindeutigen Verortung der verschiedenen Mischformen. Thorsten Unger widmet sich dem bereits ad personam definierten Sonderfall Egon Erwin Kisch, dessen Texte – obwohl journalistisch – nicht nur in Buchform vorliegen, sondern auch zum literarischen Kanon zählen. Unger verdeutlicht anhand der Reisereportagen „Paradies Amerika“, wie es dem wortgewaltigen Autor gelingt, sein in der frühen Schaffensperiode formuliertes Postulat der Objektivität und „unbefangenen Zeugenschaft“ mittels der Kategorie „Erlebniszufähigkeit“ (vgl. S. 175 ff) eine gewisse empathische Tiefe zu verleihen. Dass er zu diesem Zweck Anleihen aus dem literarischen Repertoire nimmt, ist ein Qualitätscharakteristikum Kischs, verlagert seine Arbeit aber gleichzeitig in die Grauzone zwischen Literatur und Journalismus. Ähnlich verhält es sich mit dem feuilletonistischen Werk Erich Kästners. Benjamin Wagener analysiert, warum und vor allem wie der, während der Zeit des Nationalsozialismus in Deutschland ausharrende, Literat Erich Kästner sich nach

1945 kurzzeitig als Leiter des Feuilletons des amerikanischen Besatzungsblatts *Neue Zeitung* betätigte (vgl. 195 ff). Im Bestreben, in der Zeit der massiven Desorientierung als Richtschnur für die deutsche Bevölkerung einerseits, aber auch als emotionales Sprachrohr für die Kriegsgeneration andererseits, zu agieren, äußerte sich Kästner zu zeitgeschichtlich relevanten Fragen wie der Kollektivschuldthese, der nationalsozialistischen Vergangenheit, dem neu zu konstituierenden Politik- und Demokratieverständnis sowie zum kulturellen Wiederaufbau. Diese politischen Kommentare, verfasst von einem Schriftsteller, können wohl als weitere Indizien dafür gewertet werden, wie sehr Journalismus auch jenseits des alltäglichen Hinterherhetzens begriffen werden kann.

Bemerkenswert in dieser Aufsatzsammlung ist die historische Spannbreite der einzelnen Studien. Diese beziehen sich nicht allein auf journalistische Großmeister des 19. Jahrhunderts wie Heinrich Heine bzw. auf zentrale Figuren im Entstehungsprozess der journalistischen Formen und Funktionen wie etwa Daniel Defoe. Vielmehr reichen die Exemplifizierungen bis in die Gegenwart – z.B. zum berühmten Kreuzen der verbalen Klingen zwischen Günter Grass und Martin Walser im deutschen Feuilleton. Dass im Sinne eines geschlossenen Kreises auch die Entwicklung des amerikanischen „New Journalism“ und dessen Verwischung zwischen Faktizität und Fiktivität Gegenstand der Analysen ist, sei hier nur am Rande erwähnt. In Summe liegt mit diesem Sammelband ein Werk vor, das die vielfältigen Berührungspunkte bzw. Reibungsflächen zwischen Literatur und Journalismus gut herausarbeitet und damit als vorsichtige Anregung für weitere Annäherungen des strittigen Geschwisterpaares verstanden werden kann.

Gaby Falböck

SILKE SATJUKOW / RAINER GRIES (HRSG.): *Sozialistische Helden. Eine Kulturgeschichte von Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR*. Berlin: Christoph Links Verlag 2002, 312 Seiten mit zahlreichen Abbildungen.

Adolf Hennecke war ein merkwürdiger Held. Richtig stark war er eigentlich nicht. Und wie ein Drachentöter sah er auch nicht gerade aus: Sein ausgemergelter Körper, die hohe zerfurchte Stirn,

spärliches, sorgfältig zurückgekämmtes Haar und große Ohren – diese Merkmale fallen einem als erstes auf, wenn man Fotos von Hennecke aus dem Jahr 1948 betrachtet, dem Geburtsjahr seiner Heldengeschichte. Was war so heroisch an diesem einfachen Bergmann, dass man sein Gesicht in Gips und Bronze verewigte, seinen Namen in Liedern und Gedichten pries und – auch das ist Bestandteil einer jeden Heldengeschichte – Sprüche und Witze über ihn machte? Hennecke war fleißig und er war schnell. Am 13. Oktober 1948 aber war er sagenhaft schnell: An diesem Tag förderte er mehr Steinkohle als je zuvor und übertraf das Tagessoll um 387 Prozent. Es war diese außergewöhnliche Tat und vor allem deren Instrumentalisierung durch die SED, die Hennecke zur Symbolfigur, ja zum sozialistischen Helden werden ließen. Übererfüllung des Plans und eine daraus folgende Steigerung der Arbeitsnorm – diese Ziele waren nach Überzeugung der Gewerkschafts- und Parteifunktionäre am besten mit Hilfe eines leuchtenden Vorbilds zu erreichen. Hennecke wurde ausgewählt, weil er als guter Arbeiter galt und Parteimitglied war. Ein anderer Kumpel hatte zuvor abgelehnt, die geforderte Rekordschicht einzulegen mit der Begründung, solch eine Leistung sei unsolidarisch gegenüber den Kollegen. Hennecke, der eine Frau und drei Kinder zu ernähren hatte, sagte zu. Die Idee der Funktionäre war nicht neu: Bereits ein Jahrzehnt früher war in der Sowjetunion die Stachanow-Bewegung angelaufen, benannt nach einem Kumpel, dessen öffentlichkeitswirksam aufbereitete Hochleistungsschicht eine erhebliche Steigerung der Arbeitsproduktivität zur Folge gehabt hatte. Der bald nach der Tat des sächsischen Bergmanns anlaufende Hennecke-Kult überraschte allerdings auch erfahrene Parteigenossen und war für den Helden selbst durchaus zweischneidig: Nachdem Hennecke zur Propagandafigur aufgebaut worden war, sah er sich einerseits dem Spott und den Anfeindungen zahlreicher Mitbürger ausgesetzt bis hin zu Morddrohungen. Andererseits wurde er mit Gunstbeweisen überhäuft und avancierte bald zum Ansprechpartner für Bittsteller und zum Helfer bei der Kommunikation mit deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion. Selbst im allgemeinen Sprachgebrauch fand sich sein Name wieder: „Der rennt wie Hennecke“, sagte man zeitweise in der DDR, wenn es jemand besonders eilig hatte.

Henneckes Geschichte kann als Paradebeispiel erhalten für sozialistisches Heldentum, wie es in der DDR und in anderen Gesellschaften, die

unter sowjetischem Einfluss standen, gepflegt wurde. Der Sammelband „Sozialistische Helden“ präsentiert nun erstmals derartige Propagandafiguren in vergleichender kulturhistorischer Perspektive. Silke Satjukow und Rainer Gries, die Herausgeber, stellen in diesem Buch die Ergebnisse einer internationalen Tagung vor, die 2001 in Krakau stattfand. Neben dem Aktivisten Hennecke werden mehr als ein Dutzend weiterer Helden aus der Sowjetunion, Polen, Ungarn, der Tschechoslowakei und der DDR in Aufsätzen vorgestellt: Helden des Krieges wie die Partisanin Soja Kosmodemjanskaja, antifaschistische Märtyrer wie der KPD-Vorsitzende Ernst Thälmann, Helden des Aufbaus und der Arbeit wie der ungarische Dreher Imre Muszka, Helden des Sports wie der Radrennfahrer Tive Sehur und Helden des Kosmos wie Juri Gagarin. Die überwiegend sehr gelungenen Einzelporträts sind nach Ländern geordnet, wobei jedem Länderblock ein einleitender Aufsatz vorangestellt ist, in dem die Besonderheiten des jeweiligen „Heldenpantheons“ erläutert werden. Diese Einführungen sind ebenso aufschlussreich zu lesen wie die grundsätzlichen Überlegungen der Herausgeber zu Beginn des Buchs. Das differenzierte Kommunikationsmodell zur Analyse sozialistischer Helden, das Satjukow und Gries hier präsentieren, erweist sich als nützlich auch zum Verständnis von Funktionsweisen propagandistischer Maßnahmen in der Diktatur überhaupt. Denn in der Tat ist davon auszugehen, dass sich gültige Aussagen über parteipolitisch motivierte Überzeugungsarbeit nur dann machen lassen, wenn auch die vielfältigen Reaktionen der Adressaten dieser Überzeugungsarbeit berücksichtigt werden. Genau dies geschieht in dem vorliegenden Modell.

Die verschiedenartigen Kommunikationen, die sich um und über die sozialistischen Helden des Ostblocks entwickelten, insbesondere der „Response“ der breiten Bevölkerung, waren vielfältig und können nur – wie im Buch vorgeführt – anhand von Einzelstudien analysiert werden. Starke länderübergreifende Ähnlichkeiten wiesen dagegen die medial inszenierten (und manipulierten) Heldenbiografien auf. Ausgehend von Maxim Gorkis Postulat des Jedermann-Helden („Für mich ist jede Menge eine Ansammlung von Heldenkandidaten“) zeigen die Herausgeber, wie die Konstruktion sozialistischer Propagandafiguren idealtypisch vorstatten ging: Der Held aus dem sozialistischen Baukasten entstammte bescheidenen Verhältnissen, zumeist einer Arbeiterfamilie. Schon in jungen Jahren zeichnete er

sich durch Begabung und Fleiß aus, dann kam die Partei ins Spiel und gab ihm den entscheidenden Schliff. Moralisch gefestigt sah er sich nun plötzlich einer großen Herausforderung gegenüber, die er entschlossen und mit Bravour meisterte. Diese außergewöhnliche Tat resultierte zwar zunächst aus individuellem Leistungswillen, brachte aber großen Nutzen für die Allgemeinheit und geschah nach dem Motto „Vom Ich zum Wir“. Nach dieser „Manifestation des Helden“ wurde die Heldenerzählung in Wort und Bild verbreitet, der Held selbst wurde (falls er nicht den Märtyrertod gestorben war) zum Lehrer, hielt Reden und wurde von den Massen gefeiert. Dieses simple Erzählmuster lässt sich erstaunlicherweise bei fast allen im Buch porträtierten Propagandafiguren feststellen. Eine bedeutende Ausnahme bildet allerdings die Geschichte des Prager Studenten Jan Pallach, der sich 1969 aus Protest gegen die Rücknahme der Reformpolitik in der Tschechoslowakei öffentlich verbrannte und dadurch zum Märtyrer für einen „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“ wurde. Pallachs Geschichte lässt sich mit dem ansonsten stimmigen Schema kaum in Einklang bringen.

Besonders gut beleuchtet werden im Buch die Propagandafiguren der DDR. Das Bild von der im SED-Staat aufgestellten „Heldenbühne“ (Rainer Gries), auf der Hennecke und Co als Akteure – in Szene gesetzt durch die Regie der Parteifunktionäre – die klassischen Texte der marxistischen Moral zu deklamieren hatten, ist überzeugend und gewinnt durch hervorragend recherchierte Aufsätze zahlreiche Facetten. Wie Agitation und Propaganda vor dem Hintergrund der innerdeutschen Systemkonkurrenz funktionierten, ist regelrecht „spannend“ zu lesen. Bemerkenswert ist hier, dass die Konjunkturen des Heldentums in der DDR offenbar zeitlich anders verliefen als in den übrigen Staaten des Ostblocks. Während etwa in Ungarn oder in Polen zunächst eher traditionelle nationale Helden verehrt und dann allmählich neue sozialistische Helden geschaffen wurden, verlief die Entwicklung in der DDR umgekehrt. Am Anfang stand der Versuch, die neue Gesellschaftsordnung durch neue Symbolfiguren zu festigen, und erst relativ spät besann man sich auf althergebrachte nationale Helden (z.B. Luther) und machte sich daran, deren Leben und Werk entsprechend der sozialistischen Ideologie umzudeuten.

Das Buch gewinnt seinen Reiz nicht zuletzt durch das Zusammenwirken von Wissenschaftlern aus

mehreren Ländern, die sich engagiert mit der sozialistisch geprägten Vergangenheit Osteuropas und der DDR auseinandersetzen. Ein gemeinsamer Nenner der Autoren ist die Überzeugung, dass gerade hinsichtlich der kulturgeschichtlichen Aufarbeitung dieser Gesellschaften noch Forschungsbedarf besteht. Das Buch ist weit mehr als ein Panoptikum des realen Sozialismus; es gibt darüber hinaus Aufschluss über die Versuche der jeweiligen Machthaber, dem sozialistischen Staat mit Hilfe von ausgewählten Einzelpersonen eine der Ideologie entsprechende Identität zu verleihen. Der Erfolg dieser Versuche stellte sich nicht immer in der gewünschten Weise ein. Zwar fungierten die medial konstruierten (und manipulierten) Helden durchaus als Repräsentanten eines „neuen Wir-Gefühls“ (Gries), einige avancierten sogar für eine große Zahl von Menschen zu Hoffnungsträgern, ja zu Vertrauenspersonen. Andererseits durchschauten auch viele Menschen die Mechanismen der Propaganda und suchten sich weit weniger staatstragende Vorbilder. Und mit dem Ende der sozialistischen Diktaturen in Osteuropa verschwanden auch einige der dazugehörigen Helden in der Versenkung. Silke Satjukow weist darauf hin, dass etwa der Ruhm des 1975 gestorbenen Aktivisten Hennecke schon lange vor der deutschen Wiedervereinigung verblasste. Somit wird wohl auch bald der Spruch vergessen sein, den man in der DDR gelegentlich hörte, wenn es regnete: „Es gießt wie Hennecke!“

Jochen Voit

RAINER GRIES: *Produkte als Medien: Kulturgeschichte der Produktkommunikation in der Bundesrepublik und der DDR.* Leipziger Universitätsverlag, Leipzig: 2003, 624 Seiten.

Von den Schlachtfeldern am Rande des Iraks und der Türkei erreichten in den Jahren 1914 bis 1919 mehrere Soldaten-Briefe die Levers Brothers, seit 1884 Hersteller der berühmten ‚Sunlight‘-Seife in der Nähe Liverpools, die im deutschsprachigen Raum bis heute als ‚Sunlight‘ und ‚Sunil‘ bekannt ist. Die Soldaten Ihrer Majestät waren durch Werbekampagnen bereits mit dem Slogan vertraut, dass Dank ‚Sunlight‘-Seife der britische Soldat der ‚cleanest soldier in the world‘ sei. In ihren Briefen aus dem Staub und dem Matsch der Kriegsschauplätze im Osmanischen Reich

beschrieben sie denn auch stolz, wie mittels der Seife im Marschgepäck ganze Einheiten der britischen Armee zu Verkaufsbataillonen von ‚Sunlight‘ würden, da man im täglichen Waschritual den einheimischen Griechen, Türken und Arabern „Sauberekeit“ vorpraktiziere. Die identitätsprägende Kraft der Lever-Produktkommunikation führte also dazu, dass unter den lebensbedrohenden Umständen der kriegerischen Massenvernichtung ein Hygieneprodukt, ein verpacktes Stück Seife, für manchen Soldaten zum lebenserhaltenden Symbol von Zivilisation, Heimat, Licht und (Über)Leben werden konnte.

Werbung und Produktkommunikation zum Gegenstand einer kulturwissenschaftlichen und kulturgeschichtlichen Analyse von eben solchen langfristig wirkenden Bewusstseinsbeständen zu machen, das hat sich der Autor des vorliegenden Buches zum Ziel gemacht. Die auf seiner im Jahre 2002 an der Universität Jena angenommene Habilitationsschrift beruhende Studie von Rainer Gries beschäftigt sich mit, wie der Untertitel bereits verdeutlicht, den ökonomischen, sozialen und kulturellen Potentialen von Unternehmen sowie ihren Produkten und Marken in beiden deutschen Staaten nach 1945.

Im Mittelpunkt der Untersuchung stehen daher sowohl historische als auch soziale Analysen von west- und ostdeutschen Markentraditionen und Produktklassikern, wie z.B. ‚Deinhard‘- und ‚Rotkäppchen‘-Sekt, dem ‚Nordhäuser Doppelkorn‘, sowie der ‚Nivea‘- und ‚Florena‘-Creme. Diese Analysen von deutsch-deutschen Produktbiographien, welche den Mittelteil des Buches ausmachen, leben von ihrer tiefen Einsicht in die Kommunikations- und Verwendungsstrategien der erwähnten Produkte, wie sie von Herstellern, Vermarktern und Verwendern der Produkte jeweils entwickelt wurden. Gries präsentiert in diesen Fallstudien sowohl die klassischen „Produktgeschichten“ der erwähnten Marken als auch sozialpsychologisch informierte Berichte aus den für den Historiker wie für den Kommunikationswissenschaftler entscheidenden Bereichen der Langzeitwahrnehmung dieser Produkte auf Seiten der Verbraucher.

So wird zum Beispiel dargestellt, wie Rhein- und Unstrutskt (hier ‚Deinhard‘ und ‚Rotkäppchen‘) seit Ende des 19. Jahrhunderts zum bevorzugten Getränk der oberen Diplomaten- und Offizierschichten wurde. Ansätze zu einer sozialen Öffnung des Vertriebs des Getränks in der Weimarer Republik konnten von Seiten der ‚Deinhard‘-Produzenten in der jungen Bundesrepublik ausgenutzt werden, was zu einem Prozess der

„Demokratisierung“ (so Gries) des Sektes in Westdeutschland führte. Im Osten jedoch blieb Sekt im Allgemeinen und ‚Rotkäppchen‘ im Besonderen bis zum Ende der DDR „Staatsgetränk“, welches für den „Sonderverbrauch“ in Diplomatie und Interhotels zurück gehalten wurde.

Dieser Mittelteil des Buches, der sich dem jahrzehntelangen historischen Wandel von Konnotationen ausgesuchter Produkte aus Ost und West widmet, wird ergänzt durch zwei ausführliche Exkurse in die Geschichte der Produkt- und Warenpräsentationen in der Bundesrepublik und der DDR seit den 50er Jahren. Aus einer konsequent vergleichenden Perspektive heraus beschreibt Gries hier das Werden der west- und der ostdeutschen Konsumgesellschaft, welche sich beide durch eine bestimmte, ihnen jeweils eigene, Warenkultur auszeichneten. Über den Diskurs der Mangelgesellschaft hinaus entdeckt Gries dabei in der DDR eine eigene kleine Welt aus Werbefiguren, Katalogen, Kaufhäusern und sozialistischen Konsumutopien. Entscheidend ist, dass Gries hier eine deutsch-deutsche Vergleichsanordnung konstruiert, die zum einen zwar die Selbst- und Fremdzuschreibungen von „Mangel-“ und „Überflusgesellschaft“ transzendiert. Zum anderen gelingt es ihm dadurch aber auch darzulegen, auf welche Weise beide Gesellschaften ihre Konsum- und Produktwelten auf den anderen Teil Deutschlands hin ausrichteten. So zitiert Gries aus den Merkblättern der Bonner Bundesanstalt für gesamtdeutsche Aufgaben, welches in seinen Hinweisen für das Packen von Geschenkpaketen in die DDR ganz bewusst das Bild einer Mangelgesellschaft im Osten konstruierte, welches zu keiner Zeit der real stabilen Versorgungslage der Bevölkerung in der DDR entsprach. Zum anderen weist er anhand der Akten des VEB Nordbrand Nordhausen akribisch nach, wie der Hersteller des auch im Westen beliebten ‚Nordhäuser Doppelkorn‘ seine Verpackungs- und Abfüllanlagen an den Bedingungen und Standards des westdeutschen Vertriebssystems ausrichtete. Gries' Vergleichsmodell bezieht hier Stellung gegen den artifiziell wirkenden Versuch Ina Merckels, in ihrer Geschichte der Konsumkultur der DDR (Ina Merkel: *Utopie und Bedürfnis. Die Geschichte der Konsumkultur in der DDR*. Köln 1999) ohne den dauerhaft von den Bevölkerungen beider Staaten vorgenommenen Ost-West-Vergleich auszukommen. Eine Geschichte des Selbstverständnisses *beider* (Konsum-)Gesellschaften sei nur dann zu schreiben, so Gries, wenn man die ständige virtuelle Präsenz des Nachbarstaates als

Vergleichsobjekt mit in Betracht zieht. Auf diesem Weg kann der Autor zeigen, dass sich die Annahme, Produktkommunikation in der DDR sei weitgehend politisch gesteuert gewesen, nicht halten lässt. Vielmehr folgte die Produktkommunikation eigenen durch Nachfrageverschiebungen, Rohstoffmangel etc. verursachten Dynamiken und erwies sich in mancher Hinsicht als „politikresistent“, so der Autor.

Beide Hauptteile, in denen Gries seine Fallstudien zur deutsch-deutschen Waren- und Konsumgeschichte präsentiert, werden jedoch erst ermöglicht durch einen theoretisch-methodologischen Zugang zum historischen Material, welcher der Studie ihre eigentliche Tragweite verleiht. Unter Rückgriff auf neuere Marketing- sowie kommunikations- und zeichentheoretische Modelle entwickelt Gries ein mehrdimensionales Modell von Produkt und Produktkommunikationen, bei dem die Produkte zum Träger von Zeichen werden, mithin zum Medium für bestimmte Botschaften. Dieses Modell wird von Gries benutzt, um in den bereits erwähnten Fallstudien die west- und ost-deutschen Produktkommunikationen als kulturgeschichtliche Quellen zu erschließen. Er beobachtet dabei, wie über Jahrzehnte hinweg bestimmten Marken und Produkten jeweilige Eigenschaften zugeschrieben werden, die den Verwendern Sicherheit, Kontinuität und Geborgenheit spenden sollen. Auf diese Weise werden Produkte zu Medien des neuen Wohlstandsgefühls beider deutscher Gesellschaften der 50er und 60er Jahre sowie zu psychosozialen Orten der „Ostalgie“ nach der Wende. Gries' Untersuchung wird daher abgeschlossen durch einen Exkurs zur Historisierung der Kategorie „Vertrauen“ anhand der Geschichte von Produktkommunikationen in Deutschland nach 1945.

Das entscheidende an dieser Zugangsweise ist, dass sie eine konsequent am historischen Material entwickelte Kommunikationstheorie des Produktes vorstellt, die über das eindimensionale Verständnis von Werbung anhand der Achse Produktwerber – Konsument hinaus weist. Die von Gries nachgewiesene Tatsache, dass Produkte auch in der „Mangelgesellschaft“ DDR als Medien fungierten und als solche, absichts der Politik, Orte der Herstellung von Vertrauen waren, lässt erahnen, welche Eigendynamiken Produkt- und Markenkommunikationen erzeugen können, die oft unbeeinflusst von den Intentionen von Hersteller und Vermarkter ihre Bewusstseinsprägende Kraft entfalten. Gries' Ansatz und Forschungsergebnisse strafen zudem alle Annahmen Lügen, die Werbe- und Konsumgeschichte des

20. Jahrhunderts könne simplifiziert als Umschlag von einer Kultur der Tradition und des Gedächtnisses zu einer Kultur des Erlebnisses, der Erzeugung von Aufmerksamkeit und hastiger Moden beschrieben werden. Demgegenüber betont Gries die sozial stabilisierende Prägestkraft langfristig erfolgreicher Produktkommunikationen.

Das Buch ist somit allen Historikern mit dem Schwerpunkt auf Kommunikations-, Propaganda- und Werbegeschichte beider deutscher Staaten empfohlen, aber auch denen, die sich mit den Ursprüngen der europäischen Werbe- und Markentheorien in den 20er und 30er Jahren (Domizlaff, Vershofen, Dichter) beschäftigen. Kulturhistoriker, die vor allem an der Diskussion innovativer Methoden interessiert sind, sei insbesondere das Einleitungskapitel „Produktverständnisse“ (S. 53-134) empfohlen. Zum Abschluss ist auch dem Leipziger Universitätsverlag Lob zu zollen, der hier für den erschwinglichen Preis von 40 Euro einen solide gebundenen, reich bebilderten und mehr als 600 Seiten starken Band herausgebracht hat.

Stefan Schwarzkopf

MICHAEL ACHENBACH/KARIN MOSER (HRSG.): *Österreich in Bild und Ton. Die Filmwochenschau des austrofaschistischen Ständestaates.* Wien: Filmarchiv Austria 2002, 560 Seiten, 119 Abbildungen.

Die Filmwochenschau „Österreich in Bild und Ton“ (ÖBUT) war ein zentrales Propagandainstrument des Austrofaschismus. Sie sollte den katholisch geprägten „Ständestaat“ legitimieren und Österreich als zweiten deutschen Staat etablieren. Zugleich warb die ÖBUT für ein eigenständiges Österreich und stellte sich damit den „Anschluss“-bestrebungen des Deutschen Reiches entgegen. Die ÖBUT wurde von Juni 1933 bis März 1938 im Auftrag der Bundesregierung produziert und war Teil eines medienübergreifenden Propagandakonzepts.

Im Zuge des „Anschlusses“ wurde die gesamte Produktion der ÖBUT vom Reichsfilmarchiv übernommen und geriet vorerst in Vergessenheit, wie die Herausgeber des Bandes „Österreich in Bild und Ton. Die Filmwochenschau des austrofaschistischen Ständestaates“ – Michael Achenbach und Karin Moser, beide Historiker am Filmarchiv Austria – konstatieren. Erst in den 60er Jahren gelangten Teilbestände der ÖBUT, die im

Bundesarchiv Koblenz lagerten, nach Österreich zurück. Das restliche Material lagerte im Staatlichen Filmarchiv der DDR und wurde schließlich 1996 vom Filmarchiv Austria übernommen.

Mit diesem Band „wird nun erstmals eine ausführliche Dokumentation der Geschichte wie auch des überlieferten Bildmaterials der austrofaschistischen Wochenschau unter Einbeziehung verschiedenster interdisziplinärer Gesichtspunkte versucht“ (S. 7). Die inhaltliche Erfassung der einzelnen Wochenschau-Folgen der ÖBUT dauerte von 1998 bis 2002. Dieses Projekt stellt einen „Versuch“ dar, die Ergebnisse der ersten umfassenden wissenschaftlichen Analyse dieses Bildmaterials zusammenzufassen. Zur begleitenden Illustration der in diesem Band versammelten historischen und ästhetischen Studien wurden vom Filmarchiv Austria auch die wichtigsten ÖBUT-Produktionen der einzelnen Jahrgänge in Form einer Videokassetten-Edition herausgegeben. Inkludiert ist weiters eine vollständige Filmografie sämtlicher von 1933 bis 1938 erschienenen ÖBUT-Beiträge.

Die ÖBUT als zentraler Gedächtnisspeicher und Bildchronist der Ersten Republik, genauer des Austrofaschismus, transportiert viel an Authentizität und vermittelt gesellschaftspolitische Hintergrundinformation, die die politischen Akteure und Entscheidungen in dieser halben Dekade erhellen. Die ÖBUT ist medien- und zeitgeschichtliche Quelle, die jedoch anders gelesen und decodiert werden muss, als es bisher oft der Fall war. Vor diesem Hintergrund behandeln Historiker, Kommunikationswissenschaftler, Ethnologen, Politik- und Filmwissenschaftler erstmals Funktion und Bedeutung der ÖBUT im Kontext der politischen und historischen Bedingungen der Jahre 1933-1938.

Der aufwändig gestaltete und reichhaltig – mit Originalfotos aus den ÖBUT-Beiträgen – bebilderte Band bietet drei Inhaltsebenen. Um die ÖBUT in der gesellschaftlichen und politischen Realität des austrofaschistischen Herrschaftssystems verorten zu können, eröffnen Beiträge von Emmerich Tálos („Austrofaschistische Diktatur 1933-1938, S. 11-27), Wolfgang Maderthaler („Der 12. Februar 1934“, S. 29-44) und Gerhard Hajjsek („Viele Ziele, doch kein Ziel. Die Medienpolitik des austrofaschistischen Staates“, S. 45-70) den Band.

Einen Überblick über die ÖBUT und ihre Entstehungszusammenhänge bieten die Herausgeber Michael Achenbach und Karin Moser sowie Josef Gloger. Diese Beiträge widmen sich dem „Propagandainstrument“ ÖBUT, die durch die ÖBUT

konstruierte Realität und die Produktionszusammenhänge.

Der umfangreichste Teil des Bandes ist Einzelanalysen gewidmet, die etwa dem „Ständestaat als Folkloreunternehmung“ (Siegfried Mattl, S. 183-193), der „Mythisierung des Politikers Engelbert Dollfuß“ (Karin Liebhart, S. 237-258) oder der „Blut und Boden“-Ästhetik, Monumentalität und funktionalen Sachlichkeit (Gernot Heiß, S. 301-312) der ÖBUT auf den Grund gehen.

Diese „Fallbeispiele“ behandeln überdies z.B. den Stellenwert von „Volkskultur“, Sport, Wirtschaftspolitik und Kirche in der ÖBUT, als auch die Präsenz NS-Deutschlands, Italiens und Ungarns. Gerade bei der Lektüre dieser Einzelanalysen drängen sich dem Leser frappante Parallelen zu medialen Inszenierungen anno 2003 auf und zeigen erneut, wie sehr die Kommunikationsgeschichte und ihre Ergebnisse zur Analyse zeitgenössischer Erscheinungen und ihrer Wurzeln in der Vergangenheit beitragen kann und muss: Man denke nur an die „fischen Dirndl“ in einem Staat, der von den Regierenden mehrheitlich als „Folkloreunternehmung“ gesehen wird, „Volkskultur“ ein exorbitanter Stellenwert zugeschrieben wird und wo Politiker wie Engelbert Dollfuß nach wie vor mythologisiert werden. Und schließlich das „Andere“ marginalisiert wird, um das „Eigene“ zu konstruieren und vor allem – zu überhöhen.

Bernd Semrad

OSKAR SINGER: *Im Eilschritt durch den Gettotag. Reportagen und Essays aus dem Getto Lodz (1942-1944)*. (hrsg. von SASCHA FEUCHERT, ERWIN LEIBFRIED, JÖRG RIECKE, JULIAN BARANOWSKI, KRYSZYNA RADZISZEWSKA, KRYSZTOF WOSNIAK) Berlin/Wien: Philo Verlag 2002, 276 Seiten.

Oskar Singer, Journalist und Autor, geboren am 24.2.1893, wurde am 26.10.1941 gemeinsam mit seiner Familie in das Getto Lodz deportiert.

Singer war vor dem Krieg Journalist in Prag und nahm eine prominente Stellung in der zionistischen Bewegung ein. 1935 kam sein Theaterstück *Herrn der Welt. Zeitstück in drei Akten*. in Prag zur Aufführung, 1939 wurde er Chefredakteur des *Jüdischen Nachrichtenblattes*, dem Organ der jüdischen Kultusgemeinde und der zionistischen Organisation in Prag. Er hatte sich bereits mit seinem Stück bei den zukünftigen Machthabern

unbeliebt gemacht, seine Stellung beim *Jüdischen Nachrichtenblatt* führte schließlich zu seiner Verhaftung und zur Deportation ins Getto. Dort bekam Singer eine Anstellung in der „Statistischen Abteilung des Judenältesten“, seine Aufgabe war das Verfassen verschiedener Beiträge zur Getto-Chronik. Später übernahm er die Leitung der Chronik und setzte sie bis Juli 1944 fort, bis zu dem Zeitpunkt, als das Getto vollständig „liquidiert“ wurde. Er wurde mit seiner Frau und zwei Kindern nach Auschwitz-Birkenau deportiert und laut Augenzeugenbericht unmittelbar nach der Ankunft erschossen. Seine Frau starb wenige Tage nach der Befreiung des Lagers, seine zwei Kinder überlebten.

Singer war jedoch unter den Opfern des Holocaust ein Ausnahmefall: im Gegensatz zu Millionen Ermordeter verschwand er nicht in namenloser Vergessenheit, seine Texte blieben erhalten. Erfahrungsberichte über den Holocaust entstammen fast ausschließlich Überlebenden, Aufzeichnungen von Ermordeten wurden kaum überliefert. (Eine prominente Ausnahme ist *Das Tagebuch der Anne Frank*, zudem existieren Zeichnungen und Notizen aus den Konzentrationslagern.) In diesem Sinne repräsentieren Holocaustnarrative fast immer die Ausnahmen, die Minderheit der Überlebenden im Gegensatz zu den Millionen Ermordeten, deren Schicksal wir nicht kennen. Umso berührender sind die Essays und Reportagen Singers: Sie sind nicht nur eine unschätzbare Quelle für HistorikerInnen, sondern auch eine sehr persönliche Darstellung menschlichen Leids. Diese Texte geben einem Menschen, der ansonsten für immer verstummt wäre, seine Sprache zurück. Singer hätte sein Schicksal und das ihm zugefügte unfassbare Leid für immer in ein namenloses Grab mitgenommen und wäre damit nicht nur physisch, sondern auch in der Erinnerung ausgelöscht worden.

Singers Aufzeichnungen gliedern sich in drei Teile: „Im Eilschritt durch den Gettotag...“ beschreibt das Leben in Lodz, die einzelnen Institutionen, die Lebensumstände, den Alltag. Der zweite Teil „Zum Problem Ost und West-Essays“ sind Überlegungen Singers über die Konflikte zwischen sog. „West-“ und „Ostjuden“, sowie der Ausdruck seiner persönlichen Verzweiflung über die Lage und die Behandlung der aus Österreich und Deutschland stammenden Gefangenen in Lodz durch die Gettobehörden. Die problematischsten Passagen finden sich im letzten Abschnitt: „Pro Domo – Albenblätter“, einem für den „Judenältesten“ Mordechaj Chaim Rumnowski angefertigten Band, der nur der Befriedi-

gung seines grenzenlosen Narzissmus diene. Die übertriebene, nahezu geschmacklose Huldigung des Präses ist allerdings so überzeichnet, dass die wahre Intention der Texte klar wird: sie sind blanke Ironie. Dies ist die einzige Möglichkeit für Singer, sich gegen seine Instrumentalisierung durch den allmächtigen „Judenältesten“ zu wehren, ohne sein Leben aufs Spiel zu setzen.

Die Texte Singers werden von ausführlichen Kommentaren der HerausgeberInnen begleitet, das Buch beinhaltet Singers biografische Daten, historische Informationen über das Getto in Lodz, eine Einführung zu den Texten und schließlich eine Analyse der sprachlichen Besonderheiten der Texte.

Singers Aufzeichnungen sind sehr heterogen, sie bestehen aus Reportagen, Essays, Notizen und journalistischen Artikeln. Die Motivation des Autors scheint auf den ersten Blick eindeutig: Singer hatte die Aufgabe, Quellen für zukünftige historische Recherchen bereitzustellen (S. 23). Gleichzeitig sind sie ein Bericht der eigenen Lage und ein verzweifelter Versuch, Normalität zu wahren und das Leben weiterzuführen, so weit es geht.

Die Position des Autors ist nicht eindeutig festzulegen: mal schreibt Singer subjektiv und emotional über Vorfälle und persönliche Schicksale im Getto, dann wieder berichtet er trocken und distanziert, verschanzt sich hinter der Position des Reporters. Er ermahnt sich selbst: „Der gewissenhafte Publizist lässt sich vom Sturme der Gefühle nicht mitreißen.“ (S. 63). Er führt immens viele Tabellen und Statistiken an, um seine Berichte möglichst objektiv erscheinen zu lassen (und wohl auch, um den Vorgaben seines Vorgesetzten gerecht zu werden). An diesen Stellen verkommt der Text zu einer akribischen Aufzählung belangloser Fakten, die schon fast zynisch erscheint. Selbst angesichts des unbeschreiblichen Elends hält sich Singer an die Konventionen der Reportage und notiert akkurat die einzelnen Arbeitsschritte bei der Herstellung von Strohphantoffeln. Vermutlich steht jedoch seine Anstrengung dahinter, weiterhin ein „normaler Journalist“ zu bleiben und seine Arbeit wie gewohnt zu verrichten.

Singer kritisiert in seinem Text Willkür und Fehler der Verwaltung im Getto, sogar den „Judenältesten“ Rumnowski persönlich. Hier stößt er aber schnell an die Grenzen seiner journalistischen Freiheit – Unterdrückung, Selbsterhaltungsdruck und Angst markieren die Grenze seiner Texte.

Der Autor ist im Text immer präsent, er lässt die LeserInnen bei der Entstehung der Texte zuse-

hen. In Zeiten von sog. „embedded journalists“ (und deren kläglichen journalistischen Versagens) sollten wir diese Geste umso eher würdigen – Singer meistert hier den Spagat zwischen Sachlichkeit und Engagement. Herausgeber Sascha Feuchert zitiert in diesem Zusammenhang das Credo von Egon Erwin Kisch: „Dabeisein, aber nicht Dazugehören“ (S. 12).

Bezeichnenderweise sind die Nationalsozialisten in den Texten faktisch nicht präsent. Singer beschreibt Elend, Schmutz, Kälte, Hunger, Angst und Tod, richtet jedoch seinen Blick kaum auf die Verursacher dieser entsetzlichen Zustände. Beinahe erscheint das Getto als innerjüdische Angelegenheit, als eine in sich geschlossene Welt des Judentums, das diese Situation meistern muss. An dieser Stelle wird klar, welche psychologischen Effekte die zynische Politik der Nationalsozialisten hatte – die Übertragung der Verantwortung an den so genannten „Judenrat“ und der Einsatz einer jüdischen Gettopolizei erzeugte den trügerischen Eindruck von Autonomie.

Im zweiten Teil „Zum Problem Ost und West-Essays“ erscheint das Getto als Testgelände, als ein soziologisches Labor, wo Juden mit verschiedenem kulturellen Hintergrund in einer Art bizarrem Feldversuch das Zusammenleben proben müssen. Zwar artikuliert das Singer nicht eindeutig, aber im Hintergrund dieser Perspektive steht wohl seine zionistische Gesinnung: wenn Juden selbst im Getto ihre sozialen und kulturellen Unterschiede nicht überbrücken können, würde Erez Israel wohl immer eine Utopie bleiben.

Singer bleibt sich selbst in dieser Lage treu: er versucht nicht, eine Idylle aus Solidarität und Nächstenliebe unter Juden zu zeigen, sondern beschreibt die allgegenwärtigen Schwächen der Menschen. Er betreibt nie Schönfärberei, kritisiert stattdessen das ethische Versagen der jüdischen Beamten im Getto und zeigt, wie angesichts der katastrophalen Bedingungen die niedrigsten Instinkte hervorbrechen. Dennoch lässt er Hunger und Leid nicht als Rechtfertigung für Brutalität, Grausamkeit und Indifferenz gelten.

Das Verstörendste ist Singers Sprache: Er gebraucht Termini, die wir heute als eindeutig ideologisch belastet empfinden, wie „Wirtsvolk“ und „Verbrauch von Menschenmaterial“, Einwanderer beschreibt er als „Injektionen aus dem Osten“, die den „jüdischen Organismus völkisch gestärkt“ hätten. Wie soll man das interpretieren, wenn ein Opfer sich offensichtlich der Sprache der Täter bedient? Jörg Riecke versucht diese Frage im Epilog („Notizen zur Sprache der

Reportagen und Essays“) zu beantworten, bietet aber keine wirklich überzeugende Erklärung.

Eszter Bokor

Handbuch österreichischer Autorinnen und Autoren jüdischer Herkunft 18. bis 20. Jahrhundert. HERAUSGEGEBEN VON DER ÖSTERREICHISCHEN NATIONALBIBLIOTHEK. REDAKTION: SUSANNE BLUMESBERGER, MICHAEL DOPPELHOFFER U. GABRIELE MAUTHE. 3 Bände. München: Saur 2002, 1.818 Seiten.

Auf dieses Handbuch habe ich mich schon lange gefreut, denn es bietet die schon lange fällige Grundlagenforschung für viele ForscherInnen, insbesondere für jene, die in einer Vielzahl von Disziplinen das Exil, die Bedeutung des Judentums oder die Folgen rassistischer Politik für verschiedene gesellschaftliche Bereiche in Österreich thematisieren. Über 8.000 Kurzbiographien österreichischer AutorInnen jüdischer Herkunft seit dem 18. Jahrhundert bietet das dreibändige Werk, das aus mehreren Gründen nicht beansprucht, vollständig zu sein. Das Kriterium „jüdische Herkunft“ wurde mit Harry Zohns Definition gut gelöst, es geht also nicht um das religiöse Bekenntnis, sondern um die Schicksalsgemeinschaft der als Juden geborenen AutorInnen (S. VIII u. XVIII).

Die Bände sind gediegen ausgestattet und auf den ersten Blick benutzerfreundlich konzipiert. Bis hierher kommt ausschließlich Freude über dieses Handbuch auf. Sie wird auch nicht getrübt durch die Feststellung, dass meine eigene mehrjährige Mitarbeit in der Einleitung (S. IX) wie die von zumindest zwei weiteren Personen nicht ausgewiesen wird.

Die Verstimmung beginnt mit der Benützung dieses Handbuchs für Forschungszwecke. Die Vorbereitungen für eine kollektivbiographische Analyse aller jüdischen JournalistInnen, die im Handbuch aufgenommen wurden, führt zunächst ins Berufsregister (in Band 3). Unter „Journalist“ sind dort 813 Namen eingetragen (S. 1.652-1.657) und gleich anschließend unter „Journalistin“ 62 Personen. 875 jüdische JournalistInnen unter insgesamt über 8.000 jüdischen Kulturschaffenden und WissenschaftlerInnen erscheinen überraschend wenig. „Das Berufsregister macht ein Auffinden der AutorInnen nach ihren jeweiligen Berufen möglich.“ (S. XXIII) Dieser lapidare Satz im Kapitel „Zur Benützung“ hilft da nicht weiter.

Die naheliegende Vermutung, dass JournalistInnen auch unter anderen Berufsbezeichnungen geführt werden, erweist sich nach kurzer Prüfung als richtig. Aber unter wie vielen und welchen ähnlichen Berufsbezeichnungen Personen in diesem Handbuch verortet wurden, bleibt zunächst völlig im Dunkeln. Denn es gibt keine Übersicht über alle im Berufsregister geführten Berufe und es gibt keine Verweise auf ähnliche Berufsbezeichnungen. Wer nun klären will, welche anderen Journalismus-Berufsbezeichnungen angewendet wurden, der oder dem bleibt nichts anderes übrig, als 110 Seiten Berufsregister genau zu studieren. Es sind – geschätzt, denn Angaben dazu fehlen und das penible Durchzählen wollte ich mir ersparen – rund 1.000 verschiedene Berufe im Register aufgeführt, wobei durchaus lobenswert zwischen weiblichen und männlichen Bezeichnungen unterschieden wird. Penibel und vor allem aufwendig ist nun die Suche nach anderen Bezeichnungen für Journalismusberufe, wobei nur einer engen Definition gefolgt wurde. Neben JournalistIn bietet das Handbuch folgende Differenzierungen (und die Anzahl der darunter aufgeführten Personen steht jeweils in Klammer):

Chefredakteur (75),
 Chefredakteurin (3),
 Fernsehjournalist (3),
 Fernsehmoderator (1),
 Feuilletonist (45),
 Feuilletonistin (6),
 Feuilletonredakteur (2),
 Filmkritiker (4),
 Fotojournalist (5),
 Fotojournalistin (3),
 Karikaturist (15),
 Kolumnist (1),
 Kolumnistin (1),
 Korrespondent (38),
 Korrespondentin (2),
 Kriegsberichterstatter (3),
 Kritiker (40),
 Kritikerin (1),
 Kulturkritiker (5),
 Kulturredakteur (1),
 Kunstkritiker (18),
 Kunstkritikerin (7),
 Literaturkritiker (28),
 Modejournalist (1),
 Musikkritiker (51),
 Musikkritikerin (3),
 Musikredakteur (3),
 Musikredakteurin (1),

Publizist (177),
 Publizistin (19),
 Radiojournalist (5),
 Radiojournalistin (1),
 Redakteur (320),
 Redakteurin (18),
 Reiseberichterstatter (2),
 Rundfunkkommentator (3),
 Sportjournalist (4),
 Sportredakteur (3),
 Theaterkritiker (50),
 Wirtschaftsjournalist (6),
 Wirtschaftsjournalistin (2),
 Zeitungsbegründer (38),
 Zeitungsbegründerin (2),
 Zeitungseigentümer (12),
 Zeitungsherausgeber (27),
 Zeitungsherausgeberin (2) und
 Zeitungsskizzenzeichner (1).

Geschafft! – In der Folge schmökerte ich gelassen in den drei Bänden. Die Suche nach Namen, die man spezifischer Fachkenntnis verdankt, ist nicht immer, aber erfreulich oft erfolgreich. Wo Gesuchte im Handbuch nicht gefunden werden, geben allgemeine Angaben über verschiedene Gründe hierfür im Abschnitt „Zur Konzeption“ (vor allem S. XIX) erklärend Antwort.

Exakt 11.742 Einträge umfassen die Bände zu „über 8.000 Personen“ (S. XVII). Wie viele Personen nun genau im Handbuch mit Kurzbiographien portraitiert sind, verrät dieses nicht. Auch in einer ersten Auswertung des Handbuches – zum Beispiel nach Berufsgruppen – erfährt der oder die Interessierte zwar, dass zum Beispiel 29% der im Handbuch erfassten Einträge auf den Bereich „Publizistik und Literatur“ entfallen, aber es wird dort weder angegeben, wie viele Personen diese 29% sind, noch wird die Gesamtzahl der analysierten Personen präzisiert. Zudem wird leider nicht transparent gemacht, welche konkreten Berufe unter „Publizistik und Literatur“ zusammengefasst wurden (siehe Susanne Blumesberger: Das „Handbuch österreichischer Autorinnen und Autoren jüdischer Herkunft“ als Ergebnis eines umfangreichen Forschungsprojektes an der Österreichischen Nationalbibliothek. In: *biblos*, 51, Heft 1/2002, S. 41-57).

Diese Ungenauigkeiten sind etwas ärgerlich, schmälern aber den vielfachen Nutzwert des Handbuches nicht. Es ist eine wahre Fundgrube, die Bände bieten zahlreiche Anstöße für einzel- und kollektivbiographische Studien, der Notiz-

zettel ist alsbald mit Ideen dicht beschrieben. Die Freude am dargebotenen Reichtum des jüdischen Geistes- und Kulturlebens wächst mit jedem weiteren Schmökern in diesen Bänden – doch damit auch ein gewisser Ärger.

Zum Beispiel stellte er sich beim Eintrag 1217 ein: Braun, Joseph. Wir erfahren, dass der 1840 in Budapest Geborene ab seinem 20. Lebensjahr journalistisch tätig war, zunächst Redakteur bei der „Morgenpost“, später Chefredakteur beim „Wanderer“, bei der „Morgenpost“ und bei der „Debatte“. 1869 sei er Redakteur der „Tagespresse“, 1869/70 Redakteur der Zeitschrift „Floh“, 1871 Gründer der Zeitschrift „D. Bombe“ und 1881 der Zeitschrift „Wiener Carikaturen“ gewesen. Die Kurzbiographie schließt mit folgenden Angaben zum Berufsverlauf: „verf. außerdem Bühnenstücke, Unterhaltungsromane, Possen, Lustspiele u. Schwänke.“ Joseph Braun wurde dafür von der Handbuch-Redaktion mit der Berufsbezeichnung „Schriftsteller“ versehen. Dies irritiert und lässt mich im Abschnitt „Zur Benützung“ die Vorgehensweise bei Berufsangaben folgendes nachlesen: „Die Berufsbezeichnungen wurden so gewählt, dass sofort deutlich wird, welchen Tätigkeiten sich der beschriebene Autor hauptsächlich gewidmet hat. Waren über einen Autor nur wenige Informationen vorhanden, wurden sämtliche Berufsbezeichnungen eingetragen. Die Reihenfolge sagt nichts über Chronologie oder Wichtigkeit aus, die Bezeichnungen wurden automatisch alphabetisch gereiht. Konnte kein spezieller Beruf nachgewiesen werden, wurde zumindest der Begriff „Autor“ vermerkt.“ (S. XXII)

Sind diese Regeln im Fall Joseph Braun angewendet worden? Darüber kann zumindest gestritten werden. Über die zweite Hälfte seines Berufslebens (konkret von 1882 bis zu seinem Tod 1902) bietet die Kurzbiographie nichts. Waren also über ihn nun „nur wenige Informationen vorhanden“, weil nur die erste Hälfte seines Berufslebens geschildert werden konnte? Wer das mit „ja“ beantwortet, muss den Regeln der Handbuchredaktion entsprechend neben dem Beruf „Schriftsteller“ noch weitere angeben, zum Beispiel „Journalist“, „Redakteur“ oder „Chefredakteur“. Wer indes der Ansicht ist, über Joseph Braun biete die Kurzbiographie ausreichend Informationen, empfindet es indes als Widerspruch, dass der Beruf des Schriftstellers als der hauptsächlich angeben wird, enthält doch die Kurzbiographie die Formulierung „verf. außerdem Bühnen-

stücke“ usw., während die journalistischen Tätigkeiten viel genauer angegeben werden.

Doch der Ausgang dieses Disputes ist weniger wichtig als die Frage nach der Sinnhaftigkeit der Regeln bei der Angabe der Berufsbezeichnungen, die die Handbuch-Redaktion sich gegeben hatte: Warum wurden nicht einfach grundsätzlich möglichst alle Berufe, die eine Person ausgeübt hat, angegeben? Dies böte für die Forschung den Vorteil, auch nebenberuflich Tätige rasch über das Berufsregister zu finden. Was aber vor allem für die Exilforschung noch wichtiger wäre: jene Personen, die infolge der Vertreibung einen Beruf nur relativ kurz ausüben und im Exil daran nicht mehr anknüpfen konnten, wären über das Berufsregister auch auffindbar. Die Handbuch-Redaktion dürfte bei der Entwicklung der Regeln für die Berufsangabe wenig auf die Erreichung eines hohen Nutzwertes bei den potentiellen LeserInnen abgezielt haben. Eigentlich ist dies nur schwer nachvollziehbar, waren die dem Handbuch zugrunde liegenden Forschungsprojekte doch darauf ausgerichtet, die fehlende Grundlagenforschung für viele Fachbereiche nachzuholen und bezeichnet es Hans Marte, der ehemalige Generalkurator der Österreichischen Nationalbibliothek im Geleitwort des Handbuches als „Wunsch und unsere Hoffnung, dass Publikation und Archiv als eine taugliche Grundlage für weitere Forschungen dienen mögen.“ (S. VIII) Zudem richtet sich das Handbuch natürlich auch an ein breiteres Publikum und versteht sich als kleiner Beitrag zur „geistigen Wiedergutmachung“ gegenüber den vertriebenen und ermordeten österreichischen Juden. (S. VII)

Eine taugliche Grundlage für weitere Forschungen ist das Handbuch gewiss, doch eben mit Einschränkungen. Es könnte auch so formuliert werden: Theorie und Praxis fallen bei diesem Handbuch mitunter weit auseinander. Bleiben wir der Einfachheit halber auf jener Seite des Handbuchs, die die Kurzbiographie des schon referierten Joseph Braun enthält. Dort, auf Seite 158, findet sich auch die Kurzbiographie von Hugo Braun, einem „Hochschullehrer“, dem zwei weitere Berufsangaben – „Bakteriologe“ und „Hygieniker“ – beigelegt sind. Diese weiteren Berufsangaben sind indes nur Angaben zu den Fächern, in denen Hugo Braun wissenschaftlich gearbeitet und gelehrt hat. Auf der nächsten Seite bietet das Handbuch einen weiteren Hochschullehrer gleichen Nachnamens, nämlich Wilhelm Braun. Doch bei ihm wird der Fachbereich nicht

spezifiziert, obwohl er bekannt ist und das Berufsregister diesen Beruf auch grundsätzlich enthält (Literaturwissenschaftler). Dabei ist die Differenzierung überaus sinnvoll, da im Handbuch über 1.900 HochschullehrerInnen eingetragen sind. Nur, warum wird sie mal gemacht und dann wieder nicht?

Nur einen Eintrag weiter stellt sich die nächste Frage: Käthe Braun-Prager wird als Malerin und Schriftstellerin geführt, aber sie war immerhin von 1907 bis 1920 Privatlehrerin und Beamtin. Beide Berufe gibt es wiederum grundsätzlich im umfangreichen Berufsregister, aber es wird bei Braun-Prager nicht genutzt. Warum sie nicht zudem als Radiojournalistin geführt wird, bleibt ebenso unklar. Dabei gründete sie 1928 bei Radio Wien die „Literarische Frauenstunde“ und hielt u.a. bei den Sendern Breslau und Berlin Vorträge.

Genau das macht die Arbeit mit diesem Handbuch so mühsam. Die in den Benutzerhinweisen kommunizierten Regeln werden offensichtlich vielfach nicht wirklich angewendet (obgleich sie ohnedies wenig durchdacht sind). Möchten wir alle JournalistInnen – auch nebenberufliche und nur zeitweilig hauptberufliche – finden, so ist dies über das Berufsregister aus mehreren Gründen nicht möglich: Nebenberufliche oder nur temporär hauptberufliche JournalistInnen werden offiziell nur dann im Register erfasst, wenn über sie nicht ausreichende berufliche Daten vorliegen. Aber es kommt noch schlimmer, wie am Fall Paul Reimann (S. 1.108) deutlich wird. Er war nachweislich ein bis zwei Jahre Hochschullehrer (1969/70). Dieser Beruf wird ihm von der Handbuch-Redaktion neben drei weiteren auch zugewiesen. Reimann war aber auch von 1924 bis 1951 immer wieder und zumeist in leitender Position Journalist. Es besteht kein Zweifel, dass er in erster Linie journalistisch und zugleich politisch tätig war. Aber er wird weder als Journalist noch unter ähnlichen Berufsbezeichnungen geführt – und ist somit über das Berufsregister auch nicht zu finden.

Auf diese Menge Fehler stößt man – das ist das eigentlich Erschreckende –, wenn lediglich eine kleine Zahl der Einträge genauer überprüft wird. Woher kommt so viel Beliebigkeit, ja Willkür? Zumindest bei der Zuordnung von Berufen dürfte die Kontrolle weitgehend absent gewesen sein. Wer trägt dafür die Verantwortung? Sind die

Mängel allein der Handbuch-Redaktion anzulasten oder hat hier die letzte Projektleitung die Aufsichtspflicht nicht ausreichend wahrgenommen? Die dem Handbuch zugrundeliegenden Forschungsprojekte wurden über viele Jahre in sehr guter Qualität durchgeführt, etliche Fachleute des Aus- und Inlandes nutzten die Forschungsergebnisse während die Projekte noch liefen und waren darüber sehr angetan. Dass die Publikation dieser Forschungen nun mit derartigen Mängeln behaftet ist, überrascht und darf auch dem renommierten Verlag K. G. Saur peinlich sein. Als interessierter Nutzer bleibt die Hoffnung auf eine baldige, deutlich verbesserte zweite Auflage.

Gehen wir trotz der genannten Mängel doch noch einmal ins Berufsregister und suchen wir nach Berufen, die für die kommunikationsgeschichtliche Forschung aus mehreren Gründen ebenso bedeutsam sind wie jene des Journalismus, nämlich das Berufsfeld Werbung. „Reklame“ und „Propaganda“ bzw. „Wirtschaftspropaganda“, die frühen Begriffe für dieses Berufsfeld, finden sich hier gar nicht, auch nicht „Anzeigen“ und „Inserate“. Unter „IllustratorIn“ und „GraphikerIn“ (übrigens: aus unerklärlichen Gründen wird im Berufsregister zwischen „Grafiker“ und „Graphiker“ unterschieden) könnten auch in der Werbung Tätige gefunden werden. „Werbefachmann“ sind indes nur drei Personen. Dies verwundert, war doch die vor 1938 in Wien blühende Werbebranche wesentlich von Juden geprägt worden. Doch diese Verwunderung soll nicht als Vorwurf verstanden werden. Die Diskrepanz erklärt sich zum einen aus dem AutorInnenbegriff (siehe dazu S. XVIII), der die Werbefachleute weder explizit ein- noch ausschloss. Zum anderen erklärt sich die kleine Zahl aus dem extrem gering entwickelten Stand der (biographischen) Erforschung der Frühgeschichte der Werbung in Österreich.

Das Handbuch selbst bietet „nur“ die bio-bibliographischen Angaben zu über 8.000 österreichischen AutorInnen jüdischer Herkunft in Kurzform. Die recherchierten Daten zu den einzelnen Personen sind indes häufig viel reichhaltiger und füllen insgesamt etwa 230 Aktenordner. Sie stehen in der Österreichischen Nationalbibliothek sinnvollerweise der Forschung zur Verfügung (Ansprechperson ist Dr. Angelika Ander, Tel. 53410-440).

Fritz Hausjell

Publizistik-Shop

Ein Buch-Shop des WUV

**Willkommen in der Welt
des Wissens**

Publizistik-Shop
1180 Wien

Kutschergasse 23
Tel.: 407 77 80

Öffnungszeiten
Mo – Fr 9.30 bis 17 Uhr

Fachbücher und Skripten

- Rezeptionsforschung
- Journalismus
- Radio
- Film und Fernsehen
- Neue Medien
- Medien allgemein
- PR und Werbung
- Medienpädagogik
- Technologie und Ökologie
- Recht
- Information und Dokumentation
- Kultur und Cultural Studies
- Gender
- Theorie
- Philosophie und Semiotik
- Medienpsychologie

Copycards

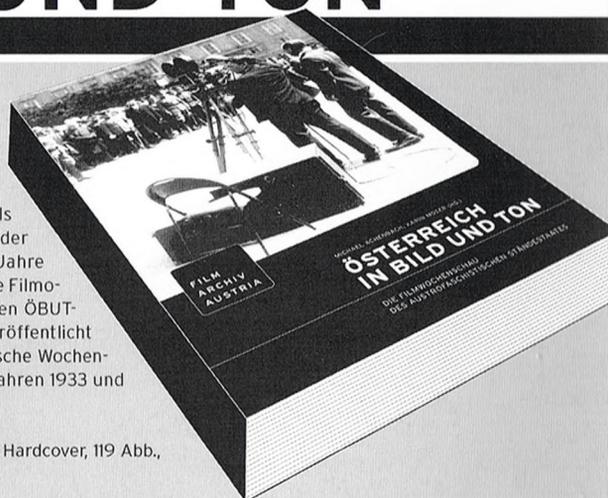
Mit *einer* WUV | Copycard kannst Du sämtliche Kopiergeräte am Institut sowie 200 weitere in ganz Wien (z. B. an der UB) benutzen.

NEUERSCHEINUNG

DIE FILMWOCHENSCHAU DES AUSTROFASCHISTISCHEN STÄNDESTAATES ÖSTERREICH IN BILD UND TON

In dieser Publikation behandeln namhafte HistorikerInnen, PublizistInnen, EthnologInnen, Politik- und FilmwissenschaftlerInnen erstmals Funktion und Bedeutung der ÖBUT im Kontext der politischen und historischen Ereignisse der Jahre 1933-1938. Inkludiert ist weiters eine vollständige Filmografie sämtlicher von 1933 bis 1938 erschienenen ÖBUT-Beiträge. Begleitend zu dieser Publikation veröffentlicht das Filmarchiv Austria in der Reihe „Österreichische Wochenschauen“ Originalbeiträge der ÖBUT aus den Jahren 1933 und 1934 auf VHS.

Hg. Michael Achenbach, Karin Moser, 560 Seiten, Hardcover, 119 Abb., ISBN 3-901932-18-6, € 24,90



**VIDEOS
1933 UND 1934**
je 60 min VHS/PAL
mit Originalbeiträgen
und einer historischen
Einführung

€ 21,60

„Österreich in Bild und Ton“-Buch
und -Jahresvideo nach Wahl zusammen
statt € 46,50

€ 39,90

BESTELLUNGEN :
FILMARCHIV AUSTRIA, TEL 216 13 00,
FAX 216 13 00 100, augarten@filmarchiv.at

Bei Unzustellbarkeit
bitte zurück an:

ZN: 02Z033628 M

medien & zeit

A-1180 Wien, Postfach 442

P.b.b.,
Erscheinungsort Wien,
Verlagspostamt 1180 Wien,
2. Aufgabepostamt 1010 Wien